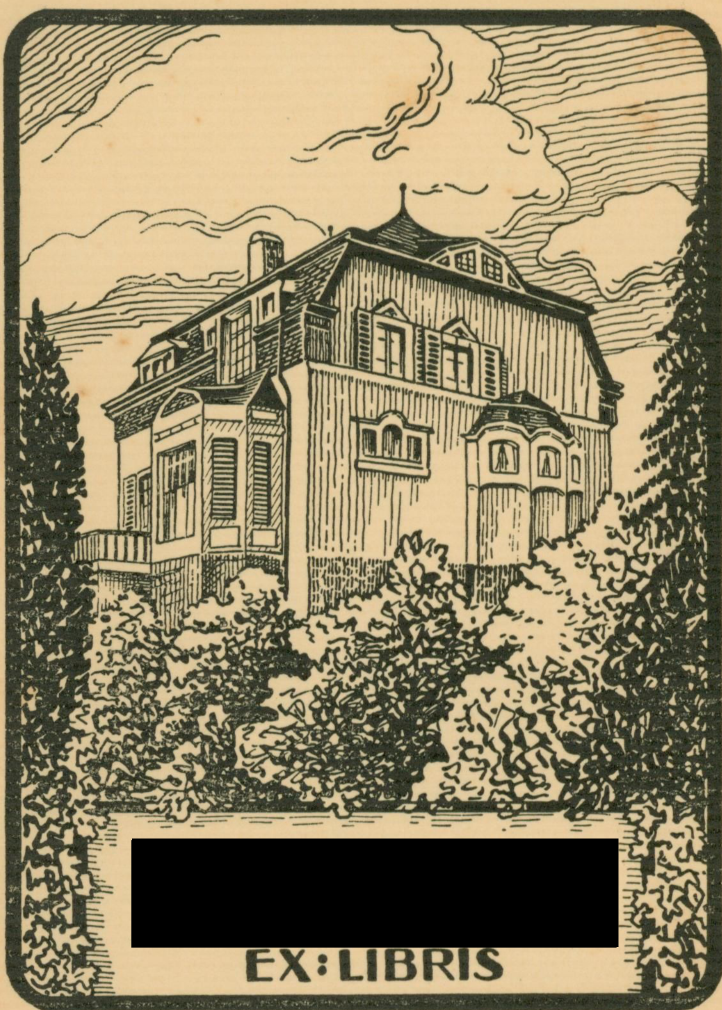
Revolution 1933

von: X


[redacted]
EX:LIBRIS



Revolution 1933

von

* *
*

11.—20. Tausend

Brunnen-Verlag / Karl Winckler / Berlin

Druck von Oskar Leiner, Leipzig

Im Marmorsaal des Berliner Zoo saßen die Preisrichter des Paneuropa-Sylvesterballes. Der Vorbeimarsch der Gruppen vor dem Preisrichterkollegium hatte begonnen. Es war in der Nacht zum 1. Januar 1933.

Mit glutschwarzen Augen blickten die Damen von den Emporen herunter, lässig lehnten elegante Männer über die Brüstungen, unten drängten sich die Menschen ... jeder wollte etwas sehen. Die Liga zur Verhinderung des Krieges hatte in Verbindung mit anderen Organisationen diesen Abend veranstaltet, und die Berliner Prominenten von Film und Bühne, Börse, Presse und Parteien waren der Einladung gefolgt.

Da traten einige rauhe Männer auf, in blauen Kitteln, offen das Hemd, braun die eckigen Gesichter. Sie trugen schwere Hämmer, große Schraubenschlüssel ... die Männer der schwieligen Faust marschierten auf, und vor ihnen schlichen geduckt und schüchtern einige lächerliche Figuren: ein idiotisches Kind mit einem Wasserkopf, im schwarzen Hemd der italienischen Faschisten, auf krummen Beinen stolperte es dahin, in sichtbarer Angst vor den riesigen Männern mit den schweren Werkzeugen. Kleine Könige mit zerschlissenen Hermelinmänteln und kleine Generäle umrahmten diesen Popanz. Man lachte herzlich und nickte

sich zu ... jaja, die Zeiten für Diktatoren und ähnliche Selbstherrscher waren vorüber, es wehte ein neuer Geist in diesem Europa, und bald würden die letzten Mussolinis fallen ... Man spendete willigen Beifall.

Sehr lebhaft wurde die nächste Gruppe begrüßt. In einer Reihe traten die großen Blätter Europas auf. Ihre Träger waren in origineller Weise gekennzeichnet. Sie hatten Kostüme, die aus aneinandergereihten Köpfen der bekanntesten Blätter gefertigt waren. Da schritt in der Mitte das Blatt der Gebildeten, die Vossische Zeitung, ihr zur Rechten das deutsche Weltblatt, das Berliner Tageblatt, hier hatte sich der Matin eingehakt, dort die Times, der Figaro; die großen Blätter des europäischen Zeitalters schritten in enger und herzlicher Gemeinschaft vorüber. Auch diese Gruppe fand verdienten Beifall.

Die Preisrichter steckten die Köpfe zusammen, tauschten in Hast ihre Meinungen aus, notierten flüchtige Worte, blickten wieder zum Portal, daraus die nächste Gruppe hereintreten mußte. Zwischendurch ließen sie einen Blick hinübereilen zu der Dame, die dort mit dem Generaldirektor Baum stand ... man hatte sich erzählt, es sei eine ... tatsächlich, kleines Ehrenwort, ich weiß genau, sie hat voriges Jahr ... schon wieder richteten sich die Blicke zur Tür.

Eine neue Gruppe trat an: Die europäischen Währungen trugen eine in strahlendes Weiß gekleidete Dame, ihr Haupt war von einer goldenen Krone umrahmt, in großen Buchstaben las man B.I.Z. ... die Bank für internationale Zahlungen, die wahre Herrscherin Europas, ließ sich von den versammelten Europäern unter dankbarem Lächeln huldigen. Man unterhielt sich über diese Gruppe, trank sich zu, nippte an Sektkelchen, Blicke schossen verstohlen von Tisch zu Tisch ... und wieder reckten sich die Hälse, als

eine neue Gruppe eintrat ... an den letzten Tischen bemühte man sich, etwas zu erhaschen von dem Bild, denn nach einer kurzen Pause des Erstaunens war tobende Begeisterung ausgebrochen.

Da standen sie im Saal.

Voran ein stämmiger blauer Polizist, wie sie am Potsdamer Platz, am Alexanderplatz, überall stehen. Hinter ihm, der den Weg durch die Menge bahnte, folgte der Frieden, eine hohe, schlanke Gestalt in Weiß. Lachend hing sie in den Armen ihrer Begleiter, zur Rechten ein eleganter französischer Offizier, kokett schwenkte er seine Reitpeitsche, mit nonchalanter Lässigkeit sog er an seiner Zigarette, zur Linken schritt ein englischer Offizier, stolz und kalt und hoch — aber das war nicht der Grund für den Beifall. Hinter dem Frieden stolperte an einer Hundeleine ein rotznäsiger kleiner Pepo, vielleicht 10 Jahre alt, er hatte einen verbeulten deutschen Stahlhelm auf dem Kopf, er steckte in einem dreckigen feldgrauen Rock, an seiner Brust schaukelte ein großes Hakenkreuz, und aus der zerrissenen Hose hing ein schmutziger schwarz-weiß-roter Lappen heraus. Er stand da, glotzte mit blöden Augen um sich, seine Hände lagen in derben Handschellen ... unablässig tobte der Beifall, immer und immer wieder brausten die Bravorufe durch den Saal. Es war kein Zweifel mehr über die Preisverteilung ... die Gäste hatten selbst entschieden, dieser Gruppe kam der erste Preis zu.

Mit Mühe verschaffte sich der Vorsitzende des Preisrichterkollegiums Ruhe. „Meine sehr verehrten Damen und Herren!“ rief er, „ich bitte einen Augenblick um Gehör. Sie alle haben die vielen Gruppen gesehen, die sich um den Preis des heutigen Abends beworben haben. Es war eine schwere Arbeit, zu entscheiden, wem die Siegespalme zuerkannt werden sollte. Aber wir alle hielten aus bis zuletzt,

und es hat sich gelohnt. Zu unserer aller Überraschung kam die Gruppe, die unzweifelhaft den ersten Preis verdient, als letzte zu uns. Ihr Beifall, meine Damen und Herren, Ihr unermüdlicher und spontaner Beifall hat uns Preisrichtern die Mühe vereinfacht ... Sie haben Ihr Urteil geäußert, und wir schließen uns ihm an. Der erste Preis wird der Gruppe ‚Frieden und Demokratie‘ zuerkannt ...“

Wieder brauste der Beifall auf.

An der Sektbar zum Völkerbund drängte man sich, man kaufte Lose für die Tombola, Luftballons in den Farben aller europäischen Länder tanzten in der Luft, an den Wänden hingen die Flaggen der großen Nationen, und über sie hinweg lief das Symbol der deutschen Republik, die schwarz-rot-goldene Fahne.

Das neue Jahr brach an.

Es begann, wie sie alle begonnen hatten, mit Festen und Feiern, mit Lachen und Singen und Tanzen, mit Masken und viel Heiterkeit. Und sie schrieen ihr Prosit Neujahr hinaus ...

Was würde das neue Jahr bringen?

* *

*

Es war im Januar ...

Der Hauptredner des Abends hatte sein Referat beendet.

Ein Diskussionsredner betrat die Bühne. „Genossen!!“ schrie er mit gellender Stimme in den Saal, „Genossen, wir haben soeben gehört, was die Leitung des Westag-Konzerns plant. Wir haben soeben die freche Herausforderung der Stahlmagnaten vernommen. Genossen, wir sind, wie ich aus dem Beifall sehe, einig in der unbedingten Ablehnung dieser unverschämten Frechheiten. Wir danken

dem Genossen, der uns hier die Lage geschildert hat für seine entschlossenen Worte, und wir verlangen, daß die Gewerkschaften unter allen Umständen keinen Fußbreit zurückweichen vor dieser Herausforderung. Die Lage ist vollkommen klar. Die Tarifverhandlungen sind abgeschlossen, es ist ein Schiedsspruch mit 6% Lohnerhöhung gefällt worden, unser Genosse, der Reichsarbeitsminister, hat diesen Schiedsspruch verbindlich erklärt, und das genügt uns!! Nun kommt die Verwaltung des Westag-Konzerns und erklärt, daß sie gar nicht daran denkt, diesen verbindlich erklärten Schiedsspruch durchzuführen. Es gibt nur einen Weg: Sofort Streik auf allen Werken des Westag-Konzerns, Streik, bis die Scharfmacher am Boden liegen! Und für alle Verluste, die der Gewerkschaft durch diesen Streik entstehen, werden die Westag-Werke blechen müssen. Mark für Mark werden sie uns ersetzen müssen. Genossen! Wir weichen keinen Fußbreit zurück vor dieser Herausforderung! Kampf ist die Parole, Kampf, bis die Blutsauger des Kapitals am Boden liegen. Die Zeiten sind vorbei, wo diese Herren mit uns ihr Spiel treiben konnten. Noch nie war ein Streik so berechtigt und notwendig, wie dieser. Wir halten durch, bis wir gesiegt haben! Es lebe die Solidarität aller Werktätigen! Nieder mit der schamlosen Diktatur der Stahlmagnaten!!" ...

Wieder erschütterte tobender Beifall den Saal.

In Dutzenden von Versammlungen wurde der Streik beschlossen.

Am 6. Januar erschienen die Belegschaften auf den Westag-Werken nicht, der Streik hatte begonnen.

Am 6. Januar entließen die Westag-Werke ihre gesamte Belegschaft.

Der Konflikt war da. Rund ein Drittel aller wichtigen

Stahlwerke des deutschen Westens war von dem Konflikt betroffen. Der gesamte Westag-Konzern ruhte ...

Der Westag-Konzern ... die Hochburg des amerikanischen Stahlkapitals in Deutschland. Die Amerikaner hatten gewußt, wozu sie sich hier festsetzten.

Die Gewerkschaften erhoben Klage auf Schadenersatz, die Gerichte mußten auf Grund der bestehenden Gesetze den Westag-Konzern für schadenersatzpflichtig erklären. Das Reichskabinett nahm Fühlung mit der Werksleitung und versuchte, zu vermitteln. Aber die Leitung erklärte, daß sie aus Gründen der wirtschaftlichen Rentabilität einfach nicht in der Lage sei, die Bedingungen des Schiedsspruches zu erfüllen. Sie habe ein großes Produktionsprogramm für lange Zeit festgelegt und müsse mit festen Kosten kalkulieren können. Sonst bliebe nur die Stillegung, und die nütze doch niemand. Sie lege großen Wert darauf, die Arbeit wieder beginnen zu können, aber sie sei außerstande, andere als die alten Bedingungen zu gewähren. Sie hoffe sehr, daß die deutsche Regierung ein Einsehen haben und den wirtschaftlicher Logik widersprechenden Schiedsspruch korrigieren werde. Zu den alten Bedingungen könne die Belegschaft jeden Tag wieder eintreten.

Also Kampf.

In der ersten Zeit ging es ganz gut. Die Gewerkschaften zahlten Unterstützungen, die gesamte deutsche Metallarbeiterschaft trug zu diesen Unterstützungen freiwillig bei, es herrschte eine prachtvolle und siegesgewisse Stimmung. „Der Kampf wird bis zum endgültigen Siege durchgefochten werden! Keinen Fußbreit weicht die deutsche Arbeiterschaft vor der Herausforderung der Stahlmagnaten zurück!!", so schrieb der „Vorwärts", so schrieb die gesamte Arbeiterpresse, so klang es aus den trotzig entschlossenen Versammlungen im Ruhrgebiet, in Sachsen, in Berlin, in Han-

nover, in Mitteldeutschland heraus. „Widerstand bis zum Siege!" ...

Aber der Sieg ließ ganz unerwartet lange auf sich warten. Er wollte immer noch nicht kommen, die Westag-Werke blieben geschlossen, alle Versuche, die Werksleitung zu einer anderen Haltung zu bewegen, waren vollkommen ergebnislos.

So kam der Tag, an dem die Finanzlage der Gewerkschaften schwierig wurde. Wochenlanger Streik ist nicht so leicht zu finanzieren! Schließlich fühlt es die gesamte Wirtschaft, wenn plötzlich eine große Industriegruppe ausfällt, wenn Tausende von Händen ruhen, wenn Tausende von Tonnen Stahl nicht erzeugt werden ... Ganz allmählich versickerte der siegesgewisse Geist im Westen. Ganz allmählich wurde die Stimmung dumpf, machte sich Verbitterung breit, wurde der Küchenzettel der Streikenden schmaler und karger. Es ging schon auf den März zu, und immer noch war kein Sieg errungen. Auch die Frage des Schadenersatzes, zu dem die Leitung des Westag-Konzerns verurteilt worden war, war noch in der Schwebe, denn die Werksleitung hatte Berufung eingelegt, und der Prozeß war durch drei Instanzen bis zum Reichsarbeitsgericht geführt worden. Als das endgültige Urteil zugunsten der Gewerkschaften gefällt wurde, waren die Arbeiterverbände derart ausgepumpt, daß sie gern in jeder halbwegs erträglichen Form den Kampf abgebrochen hätten ...

Aber man kann einen Kampf beginnen, wann man will, das Abbrechen des Kampfes liegt nicht mehr in der eigenen Macht. Da hat der Gegner mitzusprechen.

Der Gegner dachte nicht an Abbruch. Er wollte Kampf bis zur Unterwerfung. Er hielt durch. Amerikanisches Kapital kann warten ...

Der Generalangriff auf die Werksleitung kam. Sie

hatte einen gefällten und verbindlich erklärten Schiedsspruch nicht angenommen, führte ihn nicht durch, sperrte aus. Sie war verurteilt, den Gewerkschaften den entstandenen Schaden zu ersetzen. Die Summe war auf viele Millionen aufgelaufen. Jetzt war es Sache des Gerichtsvollziehers, die Schuldsumme einzutreiben.

Mit schadenfrohem Gefühl verfolgte die Öffentlichkeit diesen Akt in dem Drama. Jetzt mußten die Westag-Werke blechen! Jetzt bekamen sie die Quittung für ihre Starrköpfigkeit! Jetzt wurde ihnen gezeigt, was es heißt, sich außerhalb der Gesetze zu stellen! Wartet nur!

Die Westag-Werke weigerten sich zu zahlen.

Also Pfändung.

In den Betrieben des Westag-Konzerns ist viel zu pfänden, man braucht nur anzufassen. Was, das habt ihr nicht gedacht, ihr Blutsauger und Scharfmacher, daß es euch so ergehen würde!! Jawohl!! —

Sie hatten sich das doch gedacht. Sie hatten darauf gewartet.

Als die Pfändung erfolgt war, als dem Willen der deutschen Gesetze Genüge getan war, als alle meinten, jetzt endlich ist der Konflikt zu Ende, als die Kumpels ausrechneten, daß sie in ein, zwei Tagen, spätestens in einer Woche wieder an der Walzenstraße stehen würden, als die kleinen Geschäftsleute aufatmeten, denn nun würden doch langsam die vielen Schulden der Streikenden wieder abbezahlt werden können, als leise Hoffnung wieder an sehr kümmerlichen Tischen aufglimmte, da kam der große Schlag des Westag-Konzerns.

An diesem denkwürdigen Tage ließ die amerikanische Regierung durch ihren Berliner Botschafter der deutschen Regierung mitteilen, daß sie Wert lege auf die Unantastbarkeit des Eigentums amerikanischer Staatsbürger in

Deutschland. Sie stelle anheim, den Fall des Westag-Konzerns noch einmal einer Überprüfung zu unterziehen mit dem Ziel der Wiederherstellung des alten Zustandes.

Das war amerikanisch, sachlich, nüchtern.

Ganz Deutschland wurde von dieser Sensation ergriffen. Amerika meldete seine Rechte in Deutschland an! Amerika stellte Forderungen! Amerika setzte sich einfach hinweg über die gesetzlich festgelegten Bestimmungen des deutschen Arbeitsrechtes ... es war unerhört, es war unausdenkbar ... es war unfaßbar ...

Die Protestdemonstrationen der Metallarbeiter marschierten in ganz Deutschland auf. Die Redner standen auf den Pulten, sie standen auf den Marktplätzen, sie hämmerten der Menge ins Bewußtsein, was dieser amerikanische Schritt bedeutete. „Die Errungenschaften der Arbeiterschaft sind in höchster Gefahr. Wehe, wenn die deutsche Regierung hier zurückweicht! Es gilt, einmütig zusammenzustehen gegen diese unerhörte Herausforderung ..."

In Düsseldorf sammelte sich die demonstrierende Menge vor dem imposanten Verwaltungsgebäude des Westag-Konzerns. Die Flüche und Drohungen brandeten an den kalten Mauern empor. „Zeigt ihnen, daß wir unsere Rechte zu verteidigen wissen! Holt sie heraus, die Hallunken! Schlagt ihnen die Fenster ein! Nieder mit den Kanaillen!!" Ein erster Stein flog in ein Fenster, klirrend stürzte die Scheibe herunter, von fanatischem Beifall begrüßt. Ein großer Mann drängte sich durch die Menge. „Genossen", schrie er, „wir wollen ihnen zeigen, daß wir da sind! Wer kommt mit hinein?" Er schwang einen großen, schweren Hammer in seiner gewaltigen Faust ... dröhnend sauste der Hammer gegen das Portal, noch ein Schlag und noch einer ... die Tür begann zu splittern ... ein letzter Schlag und sie

brach auf ... „Mir nach!" schallte der Ruf, und der Schwarm drängte in das Haus.

Sie schlugen die Türen ein, sie zertrümmerten die Schreibtische, sie hauten die Fenster entzwei, sie verprügelten die Wärter, sie warfen die Aktenpakete auf die Straße, kein Stuhl, kein Tisch, keine Fensterscheibe blieb ganz. Und als die Schupo anrückte, um die Ruhe wiederherzustellen, da wurde sie mit Johlen und Pfeifen, mit Flüchen und Drohungen empfangen. In wenigen Minuten war die Straße vor dem Verwaltungsgebäude mit dem Gummiknüppel geräumt. In wenigen Minuten waren die letzten Tumultanten verhaftet, sie wurden abgeführt ... und in unheimlicher Ruhe lag der Schauplatz dieser Ausschreitungen da ...

Sie hatten das Verwaltungsgebäude des Westag-Konzerns verwüstet, aber der Konflikt war nicht zu Ende. Der Westag-Konzern verlangte Schadenersatz, und es war klar, daß die amerikanische Regierung hinter diesen Forderungen stand. Der Konzern verlangte ebenfalls Bestrafung der Aufrührer, und er ließ durchblicken, daß eine entsprechende Sicherung durch Polizei ihm angemessen erscheinen würde. Die Regierung beeilte sich, den Forderungen des Westag-Konzerns zu entsprechen, sie ließ die Schuldigen bestrafen, sie leistete Schadenersatz, sie versuchte zu dämpfen, zu beruhigen. Aber sonst tat sie nichts.

Was hätte sie auch tun sollen?

Amerika hatte Kredite über Kredite gegeben; wenn Deutschland sich mit Amerika überwarf, dann konnte mit einem Federstrich die Kündigung von Milliarden erfolgen, und dann...

Dann kam eine Riesenkrise.

Nur nicht! Nur ja nicht!

Außerdem erfuhr man, daß der Konzern beabsichtige,

billige polnische Arbeiter anzuwerben, wenn nicht binnen 10 Tagen die Belegschaft wieder antreten würde...

Zehn Tage Zeit...!

Und leere Gewerkschaftskassen.

Und ein machtloser Reichsarbeitsminister.

Und eine einflußlose Regierung.

Und Hunger an tausend Tischen.

Und blasse Frauen, die Nächte hindurch still vor sich hinweinten, hungernde Kinder, die aus hohlen Augen den Vater ansahen: „Ick hev solch Kohldampf! Vatter!" Konsumvereine vor dem Bankrott, kleine Kaufleute, die auch nicht länger auf Pump verkaufen konnten, Hunger und Not und Sorge überall.

Eine heillose Lage.

In der erregten Nachtsitzung beschäftigte sich das Reichskabinett mit dem Fall. Es war allerhöchste Zeit, daß man einlenkte, es war allerhöchste Zeit, daß der Konflikt beendet wurde. Man war gegenüber den Forderungen der Amerikaner so gut wie wehrlos. Man konnte unter keinen Umständen den Konflikt weiter um sich greifen lassen. Man mußte damit rechnen, daß der Westag-Konzern mit seiner Ankündigung, polnische Arbeiter in seinen Werken zu beschäftigen, Ernst machen würde. Das würde bedeuten, daß an die hunderttausend Arbeiter im Ruhrgebiet dauernd arbeitslos werden würden, das würde den Ruin der übrigen Ruhrwirtschaft bedeuten, das würde für die Arbeitslosenversicherung eine untragbare Belastung bedeuten, und ohnehin schon war ihre finanzielle Lage äußerst bedenklich. Und wann und wo würde man diesen ausgesperrten Arbeitern wieder Arbeit und Brot verschaffen können? ... soviel Fragen, soviel Auswegslosigkeiten.

Einlenken, nachgeben, es blieb nichts anderes. Man kann nicht in der Stahlindustrie des Westens den Kampf gegen

die halbe Welt aufnehmen. Man müßte ihn verlieren, und die einzigen Gewinner würden die Kommunisten sein... Nachgeben! Nachgeben!! Nachgeben!! —

Es blieb nur die Wahl zwischen Zusammenbruch auf der ganzen Linie und Annahme der Bedingungen des Westag-Konzerns...

Zehn Tage Zeit!

Weitere zehn Tage Hunger würgten den Streik ab. Die Führer der Gewerkschaften erklärten in überfüllten Massenversammlungen, daß weiterer Widerstand nutzlos sei. Sie forderten ihre Mitglieder auf, im Interesse der Frauen und Kinder wieder an die Arbeit zu gehen, und sie fanden so gut wie keinen Widerspruch. Selbst die fanatischsten Kommunisten erkannten, daß es gefährlich sein würde, zu weiterem Durchhalten aufzufordern.

Eine unheimliche, dumpfe Erbitterung lag über dem Ruhrgebiet, über dem Rheinland. Sie ballten die Hand, die Männer der roten Erde, sie blickten mit Erbitterung auf die geschlossenen Tore der Westag-Werke, aber sie kamen wieder zur Arbeit. Zu den alten Bedingungen...

Der Schaden, den dieser Arbeitskampf angerichtet hatte, war unübersehbar. Viele kleine Geschäftsleute hatten Konkurs anmelden müssen, viele selbständige Kaufleute hatten ihre Türen für immer geschlossen. In den großen Kohlengruben war eine kritische Lage ausgebrochen, denn der Ausfall an Kohlenlieferungen für die Stahlwerke hatte Feierschichten und vorübergehende Stillegungen hervorgerufen. Das ganze Ruhrgebiet war in eine tiefe Krise gestürzt worden, und an allen Tischen der Werkbüros wurde gerechnet, wie wohl der entstandene Schaden wiedergutgemacht werden könne.

Die Löhne wurden wieder ausgezahlt.

Auf den Pfandhäusern wurden nach und nach die Uhren,

die Mäntel eingelöst ... ganz langsam kam mehr Essen auf die Tische der Kumpels. Das Uhrwerk der deutschen Schwerindustrie begann wieder zu laufen.

Aber an Drehbänken, an Preßlufthämmern, an spärlich gedeckten Tischen ging die Frage um: Weshalb?

* * *

In England hatte man den Konflikt in den Westag-Werken mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Man erinnerte sich noch recht gut des großen, monatelang anhaltenden Streiks der englischen Kohlenbergarbeiter im Jahre 1926. Er hatte sich zu tief in die Geschichte Englands eingegraben. Von jener Zeit an war das Problem des englischen Kohlenbergbaus nicht wieder zur Ruhe gekommen, und die Hunderttausende von arbeitslosen Bergleuten hatten jeder englischen Regierung schwere Sorgen bereitet. Jahre hindurch hatte bitterste Not in den englischen Kohlenbezirken geherrscht, und jahrelang hatte man vergeblich um eine Besserung gerungen. Damals, im Jahre 1926, hatte Deutschland den großen Gewinn gehabt von diesem Streik, damals hatte Deutschlands Kohlenbergbau den Ausfall an englischer Kohle ersetzt, und ein großer Aufschwung war durch die ganze deutsche Wirtschaft gegangen.

Wollen die Deutschen durch einen ebensolange währenden Kampf in der Stahlindustrie diesen englischen Verlust ausgleichen? So fragte man sich auf der Insel.

Man hatte beobachtet, daß das Stilliegen so vieler Hochöfen, so vieler Walzenstraßen und Hammerwerke einen erheblichen Rückgang der deutschen Kohlenförderung hervorgerufen hatte, und man hatte sichere Informationen, daß dadurch die Lage der deutschen Kohlenindustrie bedenklich zu werden drohte.

So griff man zu, als die finanzielle Lage einiger großer deutscher Steinkohlengruben unhaltbar wurde. Als die Kohlenwerke mit großen Feierschichten arbeiten mußten, weil die Aufträge aus der Stahlindustrie ausblieben, als die Erfüllung der Zinsverpflichtungen Schwierigkeiten zu machen begann, da kaufte man von englischer Seite im stillen an den Börsen die Papiere dieser Werke auf... sie standen nicht hoch im Kurs, und für 5 Millionen Pfund war eine sehr beträchtliche Beteiligung am Ruhrkohlenbergbau zu erwerben.

In aller Stille war dieser Kauf getätigt worden, man hatte diese 5 Millionen Pfund aus besonderen Fonds zusammengebracht, weil man begriff, daß hiermit ein großer Schlag gegen die deutsche Kohlenindustrie zu führen sei. Die englischen arbeitslosen Bergleute standen der englischen Regierung näher als die deutschen Kumpels. Sehe jeder, wo er bleibe...

Die da streikten im deutschen Westen ahnten nichts von dem neuen großen Stoß, der ihren Arbeitsplatz treffen sollte.

Wenige Tage nach Abschluß des Eisenkonfliktes brach ein neuer Arbeitskonflikt im Ruhrgebiet aus, und zwar im Steinkohlenbergbau. In einigen großen Zechen war die Majorität in englische Hände übergegangen. Die Verwaltungen dieser Werke stellten ihren Belegschaften die Forderung, in eine Lohnverminderung von 8 Prozent einzuwilligen, widrigenfalls die Werke stillgelegt werden müßten.

Die Empörung im Ruhrgebiet war ungeheuer!

Das war der Generalangriff der Unternehmer auf die Positionen der Arbeiterschaft! Sie hatten sehr wohl erkannt, wie schwach im Augenblick die Lage der Gewerkschaften war. Auch die Kohlenbergarbeiter hatten schon durch den wochen- und monatelangen Kampf in der Eisen-

industrie gelitten, auch ihre Unterstützungskassen waren erheblich geschwächt. Die vielen erzwungenen Feierschichten in den Kohlenschächten, die vielen vorübergehenden Aussperrungen hatten die flüssigen Mittel der Bergarbeitergewerkschaften angegriffen, und nun versuchten die Kohlenindustriellen diese Notlage der Gewerkschaften auszunutzen! —

Widerstand!

Selbst wenn die Gewerkschaften keinen Kampf gewollt hätten, sie mußten kämpfen, denn ihre Mitglieder waren nicht gewillt, einen so brutalen und rücksichtslosen Angriff ohne Widerstand über sich ergehen zu lassen.

Also begann das Spiel von neuem, und das Ruhrgebiet kam nicht zur Ruhe.

Verhandlungen.

Hartnäckigkeit auf beiden Seiten.

Schlichtungsverhandlungen.

Ablehnung der Unternehmer, Annahme der Gewerkschaften.

Aussperrung.

Hunderttausende feierten wiederum im Ruhrgebiet.

Genau das hatten die neuen Herren gewollt, denn nun begann in der englischen Kohlenindustrie der Aufschwung ... nun rollten die Züge mit englischer Kohlen den Häfen zu, nun fraßen die Transporter sich bis an den Rand voll mit Kohle und dampften ab nach Schweden, nach Dänemark, nach Hamburg, nach Bremen, nach Italien, überallhin, wo Ruhrkohle sonst verfeuert worden war. In Hannover, in Magdeburg, in Düsseldorf, vor den Toren des Ruhrgebietes kamen die englischen Kohlentransporte an ... denn man brauchte Kohle in Deutschland.

Die Schlappe von 1926 wurde wettgemacht.

Der Kampf dauerte 5 Wochen.

Als dann der erste Angriff auf das Verwaltungsgebäude einer großen Zeche erfolgt war, als eine erbitterte und verzweifelte Menge auch hier die Fenster eingeworfen, die Tore demoliert und die gesamte Inneneinrichtung der Büros kurz und klein geschlagen hatte, da endlich gelang es der Regierung, zu vermitteln, da endlich kehrte der Friede wieder ein. Man einigte sich dahin, daß der alte Lohn ausbezahlt würde, daß keine Maßregelungen stattfinden sollten, daß alles bleiben sollte, wie es gewesen war ...

Alles war scheinbar wieder eingerenkt ...

Und mit Genugtuung wendete man sich der Arbeit wieder zu.

Da aber kam der Hauptschlag.

5 Wochen Streik und Aussperrung gehen an keiner Gewerkschaft spurlos vorüber, sie fühlt es, sie sieht das Ergebnis in ihrer Kasse. Aber sie gehen auch an keinem Werk spurlos vorüber. In der nächsten Bilanz stehen die Ergebnisse mit grausamer Deutlichkeit.

Die Ergebnisse standen in den Bilanzen des Ruhrbergbaus.

Ohnehin war er in keiner erfreulichen Lage. Die Steuerlast im Deutschland der Reparationszahlungen war in den letzten Jahren zu einer besorgniserregenden Höhe angeschwollen, das allein erschwerte den Betrieb. Nun kam der Ausfall von 5 Wochen Arbeit, von 5 Wochen Verdienst hinzu.

Was blieb?

Preiserhöhung!

Man stellte beim Reichskohlenverband und Reichskohlenrat den Antrag auf Preiserhöhung um durchschnittlich 6 Prozent.

Der Antrag wurde bewilligt. Es gab keinen anderen Ausweg, die Verluste dieses selbstmörderischen Kampfes auszugleichen.

Und genau das hatten die verborgenen Anstifter vorhergesehen, genau das hatten sie gewollt. 6 Prozent Preiserhöhung ... das bedeutete für die englische Kohlenindustrie eine Ausweitung ihres Absatzes um gut 15—20 Prozent, und diese Menge hatte gefehlt.

In Hamburg liefen mehr Dampfer mit englischer Kohle ein als bisher, in Kopenhagen, in Bremen ... überall. Und im Innern Deutschlands bezahlte die Industrie höhere Preise für Ruhrkohlen ...

Als der April sich dem Ende zuneigte, waren im Ruhrgebiet 16 Kohlenzechen stillgelegt, sie hatten die Kämpfe nicht überlebt. 8770 Bergleute waren brotlos geworden, 65 Prozent der übrigen Belegschaft arbeitete in Kurzschichten, 5 Tage in der Woche öffneten sich nur die Tore der Zechen, und nur für 5 Tage wurde Lohn gezahlt.

Und an Schrämmaschinen in 800 Meter Tiefe, an Schüttelrutschen und vor glitzernden Kohlenflößen ging die dumpfe Frage um: Weshalb?

Sie hatten alle Kräfte angespannt, um zu siegen.

Aber der Sieg war ausgeblieben.

Welche Hand griff unbarmherzig an ihren Hals?

II.

Wißt ihr das noch? ... ihr wart einmal jung, und tausend Wünsche zauberten in euren dämmernden Abend hinein. Und auf einmal kam von irgendwoher eine Hand, die zerriß die tausend Wünsche, die tausend Hoffnungen und stellte euch jäh und kalt in das mitleidlose Leben hinein. Da standet ihr, und starrtet gebannt um euch ... so also soll das Leben sein? Dorthin zerrinnen Träume und Wünsche und Hoffnungen? Weshalb blieb der Himmel nicht leuchtend und hell? Weshalb wurde er blaß? ... und ihr fragtet

Wochen und Jahre, und ein Winkelchen in eurer Seele wurde nicht still. —

Die Schläge im Ruhrgebiet hallten noch nach in Deutschland. Es war, wie wenn ein wirbelnder Wind über den Wald gegangen ist, die Bäume hatten sich gebeugt unter seinem wütenden Atem, sie hatten geraunt und gestöhnt, wenn die Riesenfaust sie packte und schüttelte, wie Klagelied war das Rauschen in mondheller Nacht durch knarrende Äste geflohen. Nun standen sie still, aber noch zitterte ein banges Ahnen um sie...

War dies der letzte Sturm gewesen?

Wann würde der nächste kommen?

Würden sie wieder halten? —

* *
*

Der Frühling kam.

Und es war, wie es immer war. Knospen, Blüten, Sonnenschein, milder Regen, helle Abende...

Die Deutschen taten alles das, was sie immer getan hatten. Und wußten nichts von der stillen Konferenz hinter verschlossenen Türen, die im April in der Wallstreet stattgefunden hatte.

Die amerikanischen Bankiers hatten zu der Lage in Deutschland Stellung genommen und hatten einen Entschluß gefaßt. Wenn amerikanische Bankiers einen Entschluß fassen, dann heißt das: Milliarden Dollars werden rollen. Wohin? — Das ist Geheimnis.

Das Geheimnis wurde sorgsam gehütet.

Denn ein großer, umfassender, wirtschaftlich und politisch weitgreifender Entschluß war gefaßt worden.

Ohne viele Worte, nach knappster, sachlicher Beratung war von dem Leiter der Konferenz das Ergebnis mitgeteilt worden: „Meine Herren, ich fasse zusammen. Wir sind zu

dem Entschluß gekommen, nunmehr die ersten wirklich greifbaren Früchte unserer Politik seit Beginn des großen Kriegsgeschäftes zu ernten. Wir haben die deutsche Kapitalarmut genutzt und haben uns durch immer wieder bereitwillig gegebene Kredite an den maßgebenden und wichtigen Stellen in die deutsche Wirtschaft eingeschaltet. Unsere Absicht, ein großes System internationaler Vertrustung unter unserer Führung auszubauen, ist damit ihrer Verwirklichung ganz erheblich näher gekommen. Es hat sich aber gezeigt, und gerade in der letzten Zeit, daß in Deutschland noch Kräfte am Werke sind, die keinerlei Verständnis haben für unsere Ziele, und diese Kräfte müssen ausgeschaltet werden, wenn wir unsere großen Pläne zu Ende führen wollen. Vor allem ist es die kindliche Auffassung, daß romantische Dinge in der Wirtschaft irgendeine Rolle zu spielen hätten; die Deutschen versuchen immer und immer wieder, in unsere wirtschaftlichen Dispositionen hineinzureden, und mit ihren Lohnkämpfen und staatlichen Eingriffen hindern sie die planmäßige Fortführung unserer Arbeiten. Wir müssen also diese zwecklosen Hemmnisse überwinden, und wir sind nach Prüfung der Lage entschlossen, dies mit Hilfe einer vorübergehenden Kreditsperre zu tun. Wenn wir Deutschland für einige Monate keinerlei Kredite gewähren, dann wird die unvermeidliche Krise den Deutschen schon zeigen, wo die Grenzen ihrer Macht liegen, und nachdem sie unsere Macht genug gespürt haben werden, werden sie bereit sein, alle unsere Bedingungen anzunehmen. Es gilt, die Beseitigung der staatlichen Eingriffe in die Lohn- und Preisgestaltung zu erzwingen, damit wir die Früchte unserer Kapitalanlagen in diesem Lande voll genießen können ..."

Was aber wußte man in Deutschland von dieser Wetterwolke, die sich über deutschen Landen zusammenballte?

Man wußte nichts davon.

Da saß Rudolf Gundlach im Zuge von Erfurt nach Berlin. Draußen rollten die herrlichen Burgen des Saaletales vorüber, leichter Morgennebel füllte noch die Tiefe, ein erster matter Schimmer der aufgehenden Sonne spielte um die alten geheimnisumwucherten Mauern. Ihm gegenüber saß Max Binder aus Gotha, sie fuhren zur Tagung des Einzelhandels nach Berlin.

„Sagen Sie doch mal selbst", fuhr Gundlach in der unterbrochenen Rede fort, „das geht doch einfach so nicht weiter! Seit Jahren wird immer gesprochen davon, daß die Wirtschaft anzukurbeln sei, jahraus jahrein dasselbe, und es ist doch so, es muß doch etwas geschehen. Aber was geschieht? Nichts geschieht. Es geht immer weiter mit Steuern und wieder Steuern und nochmal Steuern. Ich bin unbedingt dafür, daß wir jetzt keine Rücksicht mehr nehmen, wir müssen ganz rücksichtslos fordern. Immer wieder wurde uns vom Verband gesagt: Jetzt gehts noch nicht, wir müssen noch etwas warten, die Regierung will ja, sie kann bloß nicht so schnell ... das muß jetzt mal ein Ende haben. Sie müssen unbedingt ebenfalls auftreten und rücksichtslose Forderungen verlangen! ..."

Und dann saßen sie im Rheingold in Berlin, und die Syndici ließen die Zahlenreihen aufmarschieren, legten dar, daß es eben einfach nicht mehr ginge, es müsse jetzt ganz rigoros und ganz kategorisch der längst notwendig gewesene Steuerabbau gefordert werden — die Einzelhändler aus allen Teilen des Reiches sogen an ihren Zigarren und nickten, und wenn besonders mannhafte Worte fielen, wenn eine besonders empörende Tatsache zur Sprache kam, dann sprangen sie erregt auf, riefen Bravo! und sprachen aufgeregt durcheinander.

Da aber war auf einmal die Sensation!

Ein Mann hastete in den Saal, schwenkte ein Mittags-

blatt in der Rechten, er drängte sich durch die Tischreihen, schob sich an den Vorstandstisch ... alle blickten ihm nach ... er wechselte einige Worte, der Vorsitzende wurde bleich ... im ganzen Saal war es auf einmal still. Und da erhob sich der Vorsitzende.

Er hielt in zitternder Hand das Blatt. Er begann zu lesen.

„Die seit mehreren Wochen schwebenden Anleiheverhandlungen der deutschen Regierung sind, wie soeben aus Neuyork gemeldet wird, gescheitert! Es besteht im Augenblick keinerlei Aussicht, neue Anleihequellen im Ausland zu erschließen! Die Finanzlage des Reiches dürfte damit in entscheidende Schwierigkeiten kommen. Noch größer scheint die Gefahr für die Reichsbank zu sein, denn sie hat sich mit Rücksicht auf die unvermeidlichen Wirkungen für die Stabilität des deutschen Markkurses entschlossen, sofort den Diskont von 7 auf 10% zu erhöhen ..."

Er machte eine Pause, er blickte sich um. Aber nirgends sah er in ein Gesicht, das ihm Mut und Hoffnung gegeben hätte.

Was soll das werden?

Draußen rissen sich die Menschen um die B.Z. Alle wollten die riesige Sensation gierig in sich einsaugen. Die Börse hatte schon in den letzten Börsenstunden die Nachricht über das Scheitern der Verhandlungen bekommen ... am Morgen hatte sie mit behaupteten Kursen begonnen ... und in zwei Stunden waren Kursverluste von 40, von 50, von 60 Prozent verzeichnet worden ...

Die Ereignisse überstürzten sich. Was sollte die Tagung des Einzelhandels? Sie saßen da, aber sie hörten nur mit halbem Ohr zu, an allen Tischen ging das Geraune um, überall hielten sie die Köpfe zusammen und tuschelten. Und beinahe jede Stunde brachte neue Sensationen. Das Aus-

land hatte zahlreiche kurzfristige Kredite gekündigt, die Panik an der Börse war ungeheuer. Die Verluste überstiegen alle vorstellbaren Grenzen. Schließlich hatten die Männer des Einzelhandels sich geeinigt. Sie wandten sich in einer unerhört scharfen Resolution an die Regierung und forderten verschärften Abbau aller Steuern, die den kleinen Geschäftsmann belasteten.

Dann fuhren sie nach Hause.

In Rudolf Gundlachs Tasche knisterte das unheimliche Telegramm, das ihm seine Frau gesandt hatte: Sofort kommen, Bank hat Zahlungen eingestellt. —

Eine Woche später wußte Gundlach, daß er seine Existenz verloren hatte. Der erste Anprall des kommenden Unwetters hatte ihn mitgerissen. Wie schnell vollendete sich sein Geschick! Wo sollte er Arbeit finden? Er lief von Haus zu Haus, von Kontor zu Kontor. Es war umsonst. Er war nicht der einzige, den der große Rachen verschlang. Die Arbeitsuchenden wurden mehr, die Stellen wurden weniger. Als er wußte, daß er keine Unterstützung als Arbeitsloser zu beanspruchen hatte, als er erfuhr, daß das Wohlfahrtsamt höchstens 20 Mark im Monat für ihn würde aufbringen können, als alle Auswege verbaut waren, als die graue, erdrückende Hoffnungslosigkeit vor ihm aufstand, da ging er, um nicht wiederzukommen.

Aber der erste Stoß des aufheulenden Sturmes ging weiter, er machte nicht Halt. Die Eingabe des Einzelhandels mit der Forderung auf radikalem Steuerabbau wurde nach vierzehn Tagen von der Regierung dahin beantwortet, daß im Augenblick an einen Steuerabbau trotz der grundsätzlichen Notwendigkeit nicht zu denken sei, denn die Finanzlage des Reiches sei derart ernst, daß ... usw.

Verschärfte Eintreibung aller Steuern! Das war die neue Parole. Die Finanzämter wurden angewiesen, alle gestun-

deten Steuern mit höchstem Nachdruck einzutreiben. Das Reich brauchte Geld, ganz gleich, wo es herkam.

Die meisten Steuerstundungen waren auf dem Lande erfolgt. Nach ihnen griff die Faust zuerst.

* * *

Seit 8 Uhr abends war der Bauer Lohmann in seinem Zimmer ununterbrochen auf und ab gegangen. Stunde für Stunde . . . 6 Schritte hin, 6 Schritte zurück. Hin und wieder war er stehengeblieben, hatte auf den Fußboden gestarrt, hatte an der Lippe gekaut, dann hatte er wieder den Kopf geschüttelt und seinen ruhelosen Weg fortgesetzt.

Die Mitternachtsstunde schlug. Da blickte er auf und faßte sich an den Kopf. Schlafen? Essen? ...

Er setzte sich auf das abgenutzte Sofa. Er stützte den Kopf in beide Hände und stierte auf den Tisch. Was soll werden? Gibt es gar keinen Ausweg mehr?

Draußen klopfte es an das Fenster. Er stand auf, ging hin, blickte hinaus. Jochen Köckritz stand draußen. „Ich wollte nur fragen, hast du noch eine Stunde Zeit? Ich sah das Licht, und sah, daß du hier seit Stunden schon herumrennst, vielleicht komme ich noch ein bißchen rein ...?"

Lohmann brummte eine Zusage ...

Sie saßen sich gegenüber und sogen schweigend an den Zigarren. „Du hast was vor ... Mann ...", begann Köckritz, „und da denke ich, es kann nichts schaden, wenn wir noch mal sprechen. Ich kann vielleicht helfen?"

Lohmann blickte schweigend geradeaus. Er schüttelte den Kopf.

„Aber vielleicht ginge es doch?"

Die harte Faust des Bauern krachte auf die Tischplatte: „Nein. Ich will nicht. Ihr sollt mir nicht helfen. Ich habe das alles satt, so ... bis hierhin steht mir das alles, ich bin

fertig mit dem ganzen Kram. Schluß. Ich mache Schluß. Das ist alles."

Köckritz trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. „Ja, wenn du so meinst? Ich muß ja auch sagen, viel Zweck hat unsere ganze Arbeit nicht, wir kommen und kommen nicht weiter, man will uns nicht, das soll wohl schon so sein. Aber was soll werden?"

Lohmanns Gesicht zuckte. „Was werden soll? Das sollt ihr schon sehen! Ich bin mit allem fertig, mit allem! Morgen früh, da werdet ihr sehen!... Jochen...", fuhr er fort, „Jochen, mir gibt das Leben nichts mehr. Ich habe meinen Sohn verloren, im ersten Kriegsjahr, knapp zwanzig war er . . . meine Frau ist tot, für wen soll ich den Kram halten? Nein, sage ich, ich mache Schluß. Einer muß mal den Anfang machen."

Köckritz nickte langsam, schweigend.

„Jochen", sagte Lohmann, „sieh dir die Dinge an, wie sie sind. Wer will uns? Die Regierung? Die hat andere Sorgen. Die denken an Weltwirtschaft, die denken, unsere Arbeiter sollen schön ruhig und zufrieden sein, wenn sie nur zu essen haben, und billig. Aus Kanada und Argentinien holen sie sich am liebsten das Brot und das Fleisch, und hier...hier...", sein Gesicht wurde dunkel und hart, „hier kann der Acker verludern, hier kann der Bauer trocken Brot essen, hier mag alles zum Teufel gehen! Weltwirtschaft sagen die klugen Herren! Ja ja, Weltwirtschaft! Das heißt, baut euer Korn da, wo es billig ist, und wenns hier zu teuer ist, dann laßt den Acker liegen . . . das heißt es. Da kommt ihr alle dran, ihr alle! Warum? Jochen, das hat sehr einfache Gründe: Wir Bauern, wir glauben nicht an den Sozialismus, wir wollen keinen Klassenkampf, wir wollen bleiben, wie wir vor tausend Jahren hier gesessen haben, und wir wissen, daß das das einzige Gesunde für

das ganze Volk ist. So ist der Fall, und weil wir so sind, deshalb schreien sie über Agrarier, über Brotwucher, deshalb lassen sie uns kaltlächelnd kaputtgehen ... wir stehen als Bauern nicht drin im Erfurter Programm, das ist das ganze ..."

Sie blickten schweigend vor sich hin.

Plötzlich fuhr Lohmann wieder fort. „Aber ich weiß, was kommt! Ich kann es heute schon sagen: Der Tag kommt, wo sie schreien werden: Gebt uns Brot, weil von draußen nichts mehr reinkommt, und dann wird es heißen: Ja, wenn der Bauer drei Zentner mehr ernten möchte auf den Morgen, dann würde es so eben langen ... aber er erntet nicht ... er kann nicht ... sie haben uns ausgesogen, mit ihren wahnsinnigen Steuern, mit ihren wahnsinnigen Zinsen ... da haben sie geredet von Modernisierung, von Intensivierung ... wo zum Henker soll das herkommen, bei den Steuern, bei den Zinsen? Sie machen uns kaputt, weil sie nichts verstehen von dem Kram, weil sie Theorien im Schädel haben und sich die weite Welt nicht ansehen, wie sie wirklich ist. So liegt der Fall. Und sie werden hungern, wenn dieser ganze Spuk wegfliegt ... das dauert nicht mehr lange!"

„Das dauert wohl nicht mehr lange!" wiederholte Jochen Köckritz.

Lohmann stand auf und schenkte einen Korn ein. „Jochen, sollst leben. Und halt die Augen auf morgen" — „Prost!"

„Wir sind alle übereingekommen, daß niemand bietet", sagte Jochen, „kein Stück und kein Nagel soll von deinem Hofe gehen, Lohmann! Da muß der Vollziehungsbeamte gehen, wie er gekommen ist."

Lohmann kaute an seiner Lippe ... „Ist mir alles gleich. Sie hätten längst sagen sollen, die Herren von den Finanzämtern, von den vielen, vielzuvielen Behörden, sie hätten

sagen sollen: Nein, das ist Wahnsinn, ich kann nicht und will nicht weiter meine Hand hergeben dazu, daß wir unser Korn verkommen lassen, ehe es reif ist ... was taten sie? — Nichts. Wenn jeder Kerl im Lande aufstände und sagte: So geht es nicht, es muß von Grund auf anders werden, wir müssen den Acker pflegen und schonen und fördern wo und wie wir können, wenn das alle Kerle überall gesagt hätten — Jochen — wir wären heute weiter. Hätten sie uns die Möglichkeit gegeben, das letzte herauszuholen aus dem Boden, wir ständen heute anders da. Aber sie machten alle mit. Für den Judaslohn von lumpigen paar Tausend Mark im Jahr machten sie mit, und keiner dachte an das Ende, das für alle kommt, so wahr ich hier stehe. Ich aber bin fertig mit allem. Mir gibt das Leben nichts mehr, mir wollen sie das letzte nehmen ... sie sollen nur kommen! ..."

„Na, denn leb wohl", sagte Köckritz, und er hielt Lohmann seine Hand hin ... „denn auf Wiedersehen morgen ..."

Lohmann blickte ihm nach ...

Der Morgen kam.

Die Bauern kamen.

Der Vollziehungsbeamte kam.

Der Landjäger kam.

Und da geschah es ...

Lohmann forderte sie auf, seinen Hof zu verlassen. „Der erste, der es wagt, an ein Stück auf meinem Hofe Hand zu legen, kriegt unbarmherzig eine Kugel. Hier hat kein Mensch mehr ein Wort zu sagen außer mir! —"

Die Bauern wichen betreten zurück ... sie kannten Lohmann, sie wußten, dieser Mann spielt nicht. Er hatte nie gespielt ...

Der Vollziehungsbeamte trat vor: „Herr Lohmann, es tut mir leid, Sie wissen selbst, daß ich nur ungern und

schweren Herzens hierhergekommen bin, Sie wissen, daß ich meiner Pflicht genügen muß — ich fordere Sie auf, machen Sie keine dummen Geschichten ... ich muß zur Pfändung wegen rückständiger Steuern schreiten ... und schließlich ist es nicht Ihr ganzer Hof, der versteigert werden wird!"

Der Landjäger drängte sich an Lohmann heran: „Herr Lohmann, Sie müssen doch einsehen, es geht nicht anders, wir müssen unsere Befehle ausführen! Herr Lohmann, es ist Widerstand gegen die Staatsgewalt, wenn Sie nicht den Weg freigeben! Herr Lohmann, ich bitte Sie, seien Sie vernünftig! ..."

Hundert Augen waren auf Lohmann gerichtet.

Hundert Augen warteten, was geschehen werde.

Lohmann stand regungslos, sein Gesicht war fahl, seine Augen starrten kalt geradeaus. Es entstand eine unheimliche Pause. Niemand sprach.

Dann raffte sich Lohmann auf: „Ihr habt alle nicht das Recht, meinen Betrieb zugrunde zu richten, wegen irgendwelcher Dinge. Ihr habt alle nicht das Recht. Kein göttliches und kein natürliches Recht. Ihr alle seid Verbrecher, allerschlimmste Verbrecher, wenn Ihr hierherkommt, um mir den Hof zugrunde zu richten. Ich habe sechs Gesuche eingereicht auf Stundung, auf Niederschlag der Steuern, ich habe klargemacht, daß ich eins nur kann: Arbeiten, und den Betrieb auf die Höhe bringen, Brot schaffen, und dann in Gottes Namen auch Steuern zahlen. Niemand hat hören wollen." Er machte eine lange Pause ... er holte tief Atem ... „Ihr werdet mit Eurem Gehorsam, mit Eurem Pflichtgefühl, mit alledem werdet Ihr nur den Bauern und den Acker kaputtkriegen, es liegt an Euch, nur an Euch, nein zu sagen ... wenn Ihr das tätet, dann würde es anders. Aber Ihr tut es nicht, Ihr macht mit, Ihr betreibt selbst den Unsinn, Ihr wißt, daß es Unsinn ist,

was Ihr treibt ... und ich fordere Euch auf: Runter von meinem Hof! Wer nicht in zwei Minuten runter ist, kriegt eine Kugel ohne Erbarmen, so wahr ich, der Bauer Lohmann, hier stehe!! —"

Er griff in die Tasche.

Der Vollziehungsbeamte wurde bleich und trat einen Schritt zurück. Der Landjäger richtete sich auf, griff nach seiner Pistole ...

„Runter", schrie Lohmann, „runter von meinem Hof, wer es auch ist!"

Er riß die Pistole hoch.

Der Landjäger zog seine Pistole heraus.

Mann gegen Mann ... der Staat gegen seinen letzten Bürger.

Der Landjäger wollte anlegen ... er wollte eine letzte Warnung aussprechen ... da knallte der Schuß heraus, er stürzte nach vorn über, ... hellrotes Blut schoß ihm aus dem Mund.

Der Vollziehungsbeamte wollte in großen Sprüngen bleich und zitternd davoneilen. Aber er prallte ab an der Schar der Bauern. Und sie ließen erst ab, als er winselnd und blutend am Boden lag.

* *
*

Am Nachmittag ließ sich Lohmann ohne jeden Widerstand abführen.

Der Prozeß kam.

Zu Hunderten wanderten die Bauern in die Stadt. Zu Hunderten drängten sie sich vor dem Gericht. Sie warteten Stunde auf Stunde. Dutzende drängten sich im Verhandlungssaal, sie warteten ... es war ihre Sache, der Fall Lohmann.

Lohmann, angeklagt des Widerstandes gegen die Staatsgewalt, angeklagt wegen Mord.

In unheimlicher Ruhe ließ der Angeklagte die Verhandlung über sich ergehen. Er hörte zu, aber keine Miene verzog sich in seinem Gesicht. Als aber der Verteidiger versuchte, seine Handlung als eine unüberlegte Affekthandlung zu entschuldigen, da atmete er auf und reckte sich empor. Er bat, zu dieser Frage selbst sprechen zu dürfen...

„Der Herr Verteidiger irrt sich, wenn er sagt, ich hätte in der Erregung gehandelt ... ich habe mit voller Absicht und klarer Überlegung geschossen. Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich tue ..."

Mord.

Urteil: Zuchthaus lebenslänglich.

Das war der erste Augenblick, wo Lohmann bleich bis unter die Haare wurde.

Dann sprach er.

Die Berichterstatter der Berliner Presse rückten sich zurecht ... jetzt würde die Sensation kommen. Sie legten den Block schreibfertig hin, sie setzten die Feder an.

Lohmann sprach.

Viele Gedanken, die ihm eingefallen waren, wenn er über seine Felder schritt, wenn die ersten grünen Spitzen der Saat hervorsprossen, die hundert Gedanken eines Landmannes, der da lebt und tief verwurzelt ist in der Natur. Er sprach sprunghaft, wie es ihm einfiel. Der Saal lag in atemloser Stille, man hörte nur das leise Kratzen der Federn.

Lohmann sprach vom Acker, sprach von der einzigen Kraft, die alle Welt am Leben erhält, von der Schöpferkraft der Natur. Sprach von den Mühen, dem geduldigen Abwarten, damit der Landmann seine Zeit verbringt. Sprach von dem Weltwirtschaftstaumel, der nicht mehr

hinfinden will zum heimischen Acker, zum einzigen Untergrund, davon alle leben. Sprach von dem Niedergang des Ackers, sprach vom Acker in Übersee — Lohmann sprach von alledem, was ihm in einsamen Stunden der Besinnung vor Augen gestanden hatte.

Aber was war das für eine Luft hier?

Was waren das für Menschen hier?

Das war nicht die Luft sonnenüberflimmerter Felder, das war nicht der frische Geruch gebrochener Erdschollen. Das war nicht der Duft voller Erntewagen ... es war die Luft eines öden Raumes, darin die Mordsache Lohmann verhandelt wurde ... und da saßen Menschen, die hatten nie einen Pflug durch hartnäckige Erde geführt, die hatten nie beim Summen der Dreschmaschine gestanden ... sie hörten ihn wohl, sie vernahmen die Worte, aber die Worte lebten nicht auf in ihnen, sie hatten kein Fleisch und hatten kein Blut. Ein interessanter Fall ... ein eigenartiger Mensch ... nun ja. —

Die Bauern allerdings sogen seine Worte in sich ein ... o ja, sie wußten, wovon er sprach. Die Berichterstatter aber machten bald nur flüchtige Notizen ... was soll man damit anfangen? Wo bleibt die Sensation? Das war gar keine Sensation ...

Aber auf einmal war sie da.

Vorüber die versonnene, fast kindlich weiche Stimme dieses großen Mannes. Auf einmal fielen seine Worte rauh und jäh in den Saal. „Was wissen alle, die uns heute regieren, von allen diesen Dingen? Sie wissen nichts. Sie leben ohne Boden und Heimat, sie kennen den widerspenstigen, kargen Acker in unserem Lande nicht. Sie leben in einer blutleeren Welt, sie jagen Ideen nach, Weltwirtschaft ... und lassen den Acker verkommen. Der Acker ist nur gut, daß er Steuern trage, das ist alles. Aber kein

Acker kann Steuern tragen, wenn er nicht in jeder erdenklichen Weise gepflegt und gefördert wird. Wer kümmert sich darum, daß dies geschehe? Niemand. Das ganze deutsche Reich lebt vom Pump, lebt von der Hand in den Mund, sie geben den Massen in der Großstadt soviel sie eben geben können, damit sie ruhig bleiben, damit sie wieder dieselben Nichtskönner wählen, und ob wir 60 oder 70 oder 80 Prozent der Friedenserzeugung haben ... das kümmert keinen Menschen, und wir müßten 120 Prozent haben! — Sie geben uns Kredite, die so teuer sind, daß niemand seinen Betrieb so intensivieren kann, wie es sein müßte. Und wenn der Spuk dieser verbrecherischen Leichtfertigkeit vorbei sein wird, wenn das große Pumpgeschäft zu Ende ist, und dies Ende kommt jetzt, dann werden sie kommen und schreien: Gebt uns Brot, damit unsere Leute nicht zu den Kommunisten gehen und alles kaputtschlagen... und dann wird es zu spät sein! Und alle, die da kommen und Steuern eintreiben, die die Frucht auf dem Halme pfänden, sie alle sind mit schuld an diesem Wahnsinn, der einmal sein Ende finden wird in einem großen, erbärmlichen Hunger, der durch das ganze deutsche Land gehen wird. So liegen die Dinge, und weil niemand hören wollte, alle die Jahre, weil niemand sehen wollte, — deshalb habe ich diesen Mann, der als Verbrecher und Dieb nach göttlichem und menschlichem Recht gegen jede Vernunft meinen Betrieb zugrunde zu richten kam, erschossen, mit voller Absicht erschossen. Ich bedaure meine Tat nicht, und ich würde wieder so handeln, wenn ich draußen stände. Alle sollen es wissen, daß sie mitschuldig sind an dem größten Verbrechen, das je am deutschen Volk begangen wurde: an der Verwüstung und Zerstörung seines Ackers, von dem es jetzt wird leben müssen, da die Pumpgeschäfte ihr bitteres Ende erreicht haben. Jeder Mann, der den Judasdienst

nicht hinwirft, jeder Mann, der diesen offenkundigen Wahnsinn weiter mitmacht, jeder ist mitschuldig. Ihnen allen sollen meine Worte gelten: Sie wissen jetzt, was sie tun."

Da war die erhoffte Sensation.

„Wahnsinn oder parteipolitische Verhetzung?" lautete die Überschrift des Verhandlungsberichtes in der Berliner Morgenpost. „Ein Psychopath vor Gericht", schrieb die Vossische Zeitung. „Der neue völkische Apostel mit der Pistole", schrieb das Berliner Tageblatt. „Frechheiten eines tobsüchtigen Agrariers", schrieb die Rote Fahne ...

Draußen aber im Lande gingen Lohmanns Worte weiter. Er saß in seiner Zelle, er brannte von zehrender Sehnsucht nach seinen Feldern, nach seiner Ernte, nach seinen stillen Abenden in der dunklen Stube. Hätten sie ihn zum Tode verurteilt! — aber so würde er tausendfachen Tod sterben. Seine wunden Augen brannten an den Mauern, sie wollten sie durchdringen, sie hungerten nach Licht, nach Luft, nach Sonne ...

Draußen aber im Lande gingen Lohmanns Worte weiter.

An der Mähmaschine gingen sie mit, sie standen mit am Wiesenrande, sie summten in der Dreschmaschine mit, sie schlichen des Abends über die Höfe, sie standen bei ihnen, wenn sie über die schimmernden Felder blickten, wenn sie abends das Tor schlossen ...

Eine neue Front wuchs draußen auf.

Es war die Zeit der reifenden Ernte, da der Landmann über seine Felder hinsieht, er legt die Hand über die Augen, denn unerträglich blendet die segnende Sonne. Dort stand der Weizen, seine Halme reckten sich strotzend hoch, ein leiser rötlicher Schein blinzelte aus den schwankenden Schwaden hervor. ...

Sie blickten dieses Jahr ihre Ernten mit anderen Augen an als sonst. Die Worte Lohmanns hatten sich in ihnen

festgesetzt ... der Acker ist der Urgrund, davon alle leben... und die Schöpferkraft der gütigen Natur hält alles Leben zusammen. Sie wußten plötzlich, welche gewaltige Macht sie waren, und sie waren gewillt, diese Macht einzusetzen, um der Vernunft und der Freiheit des ganzen Volkes zum Siege zu helfen.

Die Abreden liefen von Mund zu Mund, sie liefen von Dorf zu Dorf. Eine Front wuchs auf, die entschlossen war, alles daran zu setzen, daß dieser deutsche Acker nicht verlorengehe. Sie wartete auf den Tag, da die blassen Methoden der Steuerexekution abgelöst werden würden von den brutaleren Methoden der Konfiskation und des Raubes, und sie wollten sich wehren.

Sie wußten, daß dieser Staat seiner schweren Stunde entgegenging, wenn er nicht mehr alle die Klassenkämpfer sattmachen konnte ... dann würden sie da sein.

Aber die Sturzflut machte nicht Halt, sie lief weiter hin durch die deutschen Lande ... sie machte nirgends Halt.

Und wenn ihr tausendmal nicht Deutsche sein wollt, und wenn ihr Volk und Nation mit brennenden Eiden abschwüret — ihr seid diesem Volk und seinem Boden und seinem Schicksal verfallen, unentrinnbar.

* * *

Die Nachricht von der bevorstehenden Stillegung der Intrasin A.-G. war überraschend für die Belegschaft gekommen.

Stillegung?

Da soll doch der Henker dreinschlagen!

Die Belegschaft war zur Versammlung im „Lorbeerbaum" zusammengekommen: Thema „Unsere Stellung zur Stillegung des Werkes". Der Direktor war persönlich ein-

geladen, um die Gründe darlegen zu können. Er hatte sein Erscheinen zugesagt.

Schon vor acht Uhr war der große Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Sie standen dicht gedrängt, sie warteten. Beißender Tabakqualm schwebte in der Luft. Hier und dort wurden Meinungen ausgetauscht ... es ist doch zum Kotzen, wozu sind wir denn noch da? Heute noch stehen wir an der Maschine, morgen sitzen wir auf der Straße. Ganz, wie es den hohen Herren beliebt. Da soll doch ...

Plötzlich wurde es still. Der Vorsitzende des Betriebsrates eröffnete die Versammlung. Er begrüßte die Genossen, er begrüßte den Direktor, er dankte allen, daß sie gekommen waren, die Frage der Stillegung gemeinsam zu besprechen. Er wies auf den Ernst der Lage für Hunderte von Arbeiterfamilien hin, er bat darum, daß die Versammlung ruhig alle Ausführungen anhören möge, wer etwas zu sagen habe, möge sich am Schluß zum Wort melden.

Er erteilte dem Direktor das Wort.

800 Augen waren auf diesen Mann gerichtet, der zum erstenmal sich bereiterklärt hatte, seiner Belegschaft direkt Mitteilungen über die Lage des Werkes zu machen.

Der Direktor sprach.

Er schilderte die Absatzverhältnisse des Werkes, erklärte, wohin hauptsächlich die Lieferungen gingen ... sie verkauften vor allem ins Ausland, nach Südamerika, nach Südafrika. Das Geschäft war im allgemeinen nicht schlecht gewesen alle die Jahre ... aber jetzt, in den letzten 3—4 Jahren, hatte sich in immer stärkerer Weise die Konkurrenz der gleichartigen Werke, die in Übersee errichtet wurden, bemerkbar gemacht. Die überseeischen Länder begannen, sich immer mehr unabhängig von Europa zu machen, sie bauten selbst Fabriken, sie versorgten ihre Be-

völkerung direkt mit den Produkten, die sie bisher aus Europa bezogen hatten ...

Doch das war nicht der Grund für die Stillegung.

Noch war es immer wieder gelungen, das Werk zu halten, noch war immer wieder der Erfolg auf seiten der Qualitätsarbeit und der alten Erfahrung der Intrasin A.-G. gewesen. Man hatte doch noch einen Vorsprung, den die überseeische Konkurrenz erst in vielen Jahren würde einholen können; das war nicht der Grund für die geplante Stillegung.

Aus anderen Gründen war die Lage jetzt so ernst geworden.

Der Börsenkrach hatte bis weit in die Industrie hinein seine Wirkungen ausgeübt ... und den allgemeinen Rückgang der Kurse deutscher Effekten — sie waren zum Teil von 110 auf 55, auf 48 gesunken — hatten amerikanische Bankkreise benutzt, um ihren Einfluß in bestimmten deutschen Industriezweigen erheblich zu stärken. Der Rest der Aktien der Terrawerke war in diesen Tagen in den Besitz von Dillon Read übergegangen. Und nun hatten die Terrawerke begonnen mit einem scharfen Preisabbau, dem die Intrasin A.-G. nicht folgen konnte. Dillon Read wollte eben nicht umsonst diese starke Beteiligung erworben haben, sie wollten die Terrawerke zu einem beherrschenden Unternehmen machen. Sie konnten außerdem Zahlungsfristen bis zu 18 Monaten gewähren, und damit konnte die Intrasin A.-G. nicht mehr Schritt halten ... Im Kalkulationsbüro der Intrasin A.-G. hatte man, als diese Nachricht herausgekommen war, untersucht, wieweit die Intrasin A.-G. ebenfalls Preisermäßigungen vornehmen könne, und es hatte sich ergeben, daß man allenfalls bei schärfster Kalkulation um etwa 3½ Prozent heruntergehen konnte. Die Terrawerke aber gingen um 12 Prozent

herunter. Damit seien große Aufträge, mit denen die Intrasinwerke hätten rechnen können, den Terrawerken zugefallen, mit den Zahlungsfristen können die Intrasinwerke sowieso nicht konkurrieren, und so sei eine unhaltbare Situation entstanden. Der geringe Absatz, auf den sie jetzt noch auf Grund ihrer alten, festen Verbindungen rechnen könne, genüge nicht, um die Belegschaft voll zu beschäftigen. Wenn aber der Betrieb auf ein Drittel seines alten Umfanges eingeschränkt werden sollte, dann würde auf die Dauer die Unkostenquote durch unrationelle Ausnützung der großen Anlagen untragbar werden. Es bleibe also nur die Stillegung, sobald die noch vorliegenden Aufträge abgewickelt worden seien ... er bedaure, daß die Dinge so lägen, aber er sähe keinen anderen Ausweg ...

Bedrücktes Schweigen lag über der Versammlung, als der Direktor seine Ausführungen beendet hatte. Sie blickten still vor sich hin, die Arbeiter, sie tuschelten miteinander ... ja, Karl dat is ja eine böse Sache, wie der dat da erzählt ... was hilft uns das aber nun alles, wenn wir's schon wissen, und 's wird doch nicht besser? ...

Der Vorsitzende bat um Wortmeldungen.

Fritz Kampmann hob die Hand.

„Genossen", begann er, „wir haben das ja nun eben gehört, wie die Lage sein soll. Wenn das alles so ist, dann steht's um uns natürlich böse. Was soll denn nun eigentlich aus uns werden? Wir wollen doch leben! Wir wollen doch unsere Arbeit behalten! Jeder hat ein Recht zu leben! Ich meine aber allerdings, es muß doch schließlich gehen, wenn man sich genug Mühe gibt, und wenn überall gespart wird, dann muß das doch schließlich zu machen sein! Genossen! Ich kann nur sagen ... das mag ja alles sein, wie der Herr Direktor uns das geschildert hat, ich verstehe das ja nicht so, aber er muß das ja wissen. Ja, sage

ich mir aber, wenn das aber nun so ist, ja denn muß doch eben überall gespart werden, jawohl, überall! Und da möchte ich doch mal fragen, möchte ich doch mal den Herrn Direktor fragen, wie ist denn das mit den Gehältern der hohen Herren, die hierherkommen, um uns zu sagen, daß es nun aus sein soll? Wie ist das denn damit? Das möchte ich doch mal fragen? Denn wenn ich richtig berichtet bin, dann hat doch alleine der Herr Direktor, der hier eben sprach, ein Gehalt von 30 000 Mark im Jahre, jawohl, Genossen, 30 000 Mark!, und wenn da was gespart würde, da wäre es ja schon ein bißchen anders mit der Fabrik, und wenn man weitergeht und sich die anderen Gehälter ansieht, dann ist da wohl noch mancher, bei dem man etwas sparen könnte! Ich meine jedenfalls, Genossen, das ist alles halb so schlimm, mit diesen Schauermärchen, die man uns hier erzählt, jawohl, Herr Direktor, Sie brauchen gar nicht den Kopf zu schütteln, wir wissen schließlich auch, was gespielt wird, und man soll uns nicht zu viel erzählen von Südamerika und so ... da können wir alle nicht hinsehen, da kann man uns viel erzählen, jawohl, das meine ich, und wir können das nicht nachprüfen. Aber Genossen, wir wissen doch ganz genau, was hier bei uns los ist. Da sehen wir doch, wie die Herren im Auto fahren, ja, und wenn das nicht ist, und wenn der Herr Direktor vielleicht nur auf die Hälfte seines Gehaltes verzichtet, dann sollte das doch wohl komisch sein, wenn die Intrasin A.-G. nicht zu halten wäre. Dann muß man eben in diesem Kalkulationsbüro sich noch ein bißchen mehr anstrengen, und dann wird man schon mit den Preisen noch heruntergehen können, das meine ich. Oder will der Herr Direktor vielleicht sogar sagen, daß unsere Löhne zu hoch sind? Das wäre doch sehr interessant, wenn er sich dazu mal äußern würde. Aufgepaßt Genossen! Hier wird versucht,

den Proletariern noch etwas von ihrem bißchen Lohn abzuschwatzen, das ist das Ganze!! Arbeiter, aufgepaßt! Das Großkapital will uns unterdrücken, darum geht es! Und dieser Herr Direktor, der hier vor uns steht und spricht, das ist ein ganz Schlaner, der redet da was von den Amerikanern, und was das für gefährliche Leute wären, ja, und die wollten uns nun ganz kaputtmachen ... Genossen! Wir haben das ja alles miterlebt mit der großen Aussperrung im Ruhrgebiet, ja, aber, so frage ich, sind denn die deutschen Unternehmer besser? Wie? Wenn die so könnten, wie sie wollten, dann machten sie das genau ebenso. Die können bloß Gott sei Dank nicht, dafür ist schon gesorgt in der deutschen Republik. Genossen, jetzt sollt Ihr gegen die Amerikaner scharfgemacht werden, das ist das Ganze. Augen auf! Ihr sollt scharfgemacht werden gegen die Arbeitskollegen jenseits der Grenzen, deshalb reden die Herren hier von Dillonried oder so und machen uns allerlei vor, und am Ende kommt es so, daß die Arbeitskollegen bei den verfluchten Amerikanern nach wie vor ihren alten Lohn bekommen, und bei uns werden sie anfangen und sagen: Ohne Lohnabbau geht es nicht, Ihr müßt verzichten auf soundsoviel Lohn ... Sie wollen Euch aufhetzen gegen das internationale Friedenswerk, gegen die Verständigung, gegen die Republik, wir aber sagen: Nein, fangt nur bei euch erst einmal an zu sparen, dann werdet ihr es schon schaffen. Wir kennen nur eine Front gegen das blutsaugerische Kapital, und das steht nicht außerhalb der Landesgrenzen, das steht hier im Lande. Genossen, es lebe der Sozialismus, es lebe die Republik! Nieder mit allen, die das aufgewachte werktätige Volk dummachen wollen! ..."

Der Direktor sprang auf.

„Ich bitte um das Wort!"

Der Vorsitzende unterbrach den Beifall, der dem letzten Redner galt, und erteilte dem Direktor das Wort.

„Meine Herren!“ begann er, „was hier eben einer Ihrer Kollegen gesagt hat, ist vom ersten bis zum letzten Wort falsch. Ich hatte geglaubt, daß wir hierhergekommen seien, um uns sachlich auszusprechen, und ich werde auch dabei bleiben. Ich will einen letzten Versuch machen, das Werk zu halten, und da hilft uns keine Volksversammlungsrede, sondern nur ruhige Vernunft. Der Fall liegt ganz einfach. Wenn ich nicht nur auf die Hälfte, sondern auch auf zwei Drittel meines Gehaltes verzichte, wenn wir weiter überall sparen, wo es irgend geht, wenn wir Abschreibungen und Reserven verkürzen, dann können wir mit unseren Preisen um insgesamt 5 Prozent heruntergehen. Mehr macht das nicht aus, jawohl, und wenn mein Vorredner noch so sehr den Kopf schüttelt, so ist es, und wer es nicht glaubt, dem kann ich es auf Wunsch genau nachweisen. Mit 5 Prozent Preisnachlaß aber kommen wir noch nicht an die Preise der Terrawerke heran, und wenn wir da nicht rankommen, dann müssen wir die Fabrik schließen, denn mit dauerndem Verlust kann kein Werk arbeiten. Das ist einfach und klar. Wir müssen also auf mindestens — ich sage ausdrücklich mindestens — zehn Prozent Preisermäßigung kommen, und wenn es irgend geht, müssen wir auf 12 Prozent kommen. Was nützt uns denn alles Streiten um Sozialismus und ähnliche schöne Dinge, wenn die Aufträge ausbleiben und das Werk stillgelegt werden muß? Glauben Sie denn, daß ein Mensch in der weiten Welt uns etwas abkauft, weil wir hier eine so wundervolle Gesinnung haben? Der Fall liegt so, daß man uns dann abkauft, wenn wir gute Waren liefern und wenn wir sie billig liefern. Und jetzt wird die Terra-A.-G. dieselben Waren liefern wie wir, und sie wird sie billiger liefern und wird

den Käufern Kredit bis zu 18 Monaten geben, und wir können das nicht, und da werden eben die Käufer zur Terra-A.-G. gehen, und wir können sehen, wo wir bleiben. Also, damit Sie mich verstehen: Wenn wir das Werk halten wollen, und wenn Sie Ihren Arbeitsplatz behalten wollen, dann gibt es nur diesen Weg: Neben aller Sparsamkeit an allen Stellen ... Lohnabbau um etwa 4 Prozent ..." er machte eine Pause, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten ... drückendes Schweigen war die einzige Antwort ... „Sie haben also die Wahl: Entweder, Sie bleiben bei Ihrem alten Lohn, dann wird das Werk in spätestens vier bis acht Wochen teilweise und in spätestens einem Vierteljahr ganz geschlossen werden, oder Sie willigen ein, daß wir etwa 4 Prozent des Lohnes nicht mehr auszahlen, dann glaube ich, können wir den Betrieb halten und Sie behalten Ihren Arbeitsplatz. Ich gebe zu, daß diese Aussicht nicht schön ist, und es geht mir sehr nahe, daß ich diesen Vorschlag machen muß, aber ich sehe keinen anderen Weg."

Er setzte sich.

Aufgeregtes Murmeln füllte den Saal ...

Der Vorsitzende fragte, ob jemand zu diesen Ausführungen das Wort ergreifen wollte.

Wieder meldete sich Fritz Kampmann ...

„Genossen! Ihr habt jetzt alle gehört, was der Herr Direktor mit uns vorhat. Lohnabbau, zunächst um 4 Prozent. Habe ich Euch nicht gesagt, wie der Hase läuft? So soll es anfangen. Erst vier Prozent, dann langt das nicht, dann werden es sechs. Und wenn das so weitergeht, dann wird allmählich der Lohn überall abgebaut. Am Ende stehen wir da und schuften den ganzen Tag für ein paar Groschen, und unsere Frauen wissen nicht, wovon sie etwas auf den Tisch bringen sollen. Genossen, ich warne Euch! Ich kann

nur Wort für Wort wiederholen, was ich vorhin gesagt habe. Das ist der Beginn eines allgemeinen Angriffs auf die Löhne der Arbeiterschaft. Wenn wir hier nachgeben, wird morgen in einer anderen Fabrik auf unser Beispiel hingewiesen werden, und sie werden dort 5 Prozent Lohn abbauen. Und schließlich wird überall der Lohn um 5, um 6, um 7 Prozent abgebaut werden, und dann wird der Herr Direktor hier kommen, und wird uns wieder etwas erzählen von Honolulu und Hongkong und anderen schönen Ländern, wo die großen Herren zur Erholung hinfahren, und wo von uns keiner war, und dann werden wir wieder 4 Prozent Lohnabbau erleben, und so wird das weitergehen. Wenn wir nicht am Anfang Widerstand leisten, dann ist es zu spät. Ja, Genossen, ich sage sogar das eine: Wenn die Amerikaner schon soviel Betriebe aufkaufen, und wenn die dann mit den Preisen runtergehen und können doch die alten Löhne weiterzahlen, dann kann das uns Arbeitern nur recht sein. Hohe Löhne und niedrige Preise, das ist das, was wir brauchen, und da mag das Bankhaus Dillon Read, wenn es will, ruhig noch die Intrasin A.-G. dazukaufen, dann werden wir eben für die Amerikaner direkt arbeiten und wir werden unseren alten Lohn behalten, und es wird auch gehen. Wir wollen uns doch nur nicht dummachen lassen, sonst kommt das bittere Ende nach! ... wir müssen zusammenstehen mit den Genossen aller Länder, und überall, wo das Kapital sein freches Haupt erhebt und die Arbeiterschaft angreift, da heißt es Widerstand, vom ersten Anfang an!! Augen auf! Genossen! Wenn die Herren absolut wollen, dann sollen sie ruhig erst mal die Bude zumachen. Noch gibt es in Deutschland Mittel und Wege, um zu verhindern, daß die Arbeiter sich solchen Machtgelüsten der Unternehmer beugen müssen. Wenn die Arbeiterschaft darüber wacht,

daß ihr Lebensstandard nirgends angetastet wird, dann werden sich die Unternehmer schon die Zähne ausbeißen. Wir sind es allen unseren Arbeitskollegen schuldig, daß wir keinen Fußbreit nachgeben. Wenn wir nicht in der Intrasin A.-G. arbeiten, dann werden wir woanders Arbeit finden. Aber wir weichen keinen Fußbreit zurück vor der Herausforderung der Scharfmacher!!"

Ein Teil der Versammelten klatschte lebhaft Beifall, als Fritz Kampmann geendet hatte und sich herausfordernd umblickte. Aber eine ganze Anzahl der Arbeiter schien noch zu schwanken. Es war doch kein leichter Entschluß ...

Der Vorsitzende verschaffte sich Ruhe. „Der Bürgermeister unserer Stadt bittet um das Wort. Genossen, wir haben keinen Grund, ihm hier nicht zuzuhören. Ich erteile Herrn Bürgermeister Müller das Wort."

Der Bürgermeister erhob sich, er räusperte sich umständlich, er strich seinen Anzug glatt, dann begann er zu sprechen ...

„Meine verehrten Anwesenden ... wenn ich hier spreche, so hat das seinen guten Grund, denn ich bin verantwortlich für das Wohl dieser Stadt, und ich weiß einigermaßen, was das alles für uns bedeutet, was jetzt hier verhandelt wird. Der Fall liegt doch so, daß unsere Stadt, wenn die Intrasin A.-G. geschlossen wird, in ganz erheblicher Weise herangenommen werden wird mit Aufwendungen für die Wohlfahrtspflege, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß die finanzielle Lage unserer Stadt keine neuen, großen Belastungen verträgt. Mit der Arbeitslosenunterstützung, die Sie erhalten, wenn die Intrasin A.-G. stillgelegt wird, ist es auf die Dauer nicht geschafft. Das ist spätestens nach einem halben Jahr zu Ende, und dann muß die Stadt für das weitere aufkommen. Wir werden selbstverständlich alles tun, was in unseren Kräften steht,

um der dann kommenden Not zu steuern, aber unsere Mittel sind tatsächlich aufs äußerste beschränkt. Wir haben insgesamt 6000 Einwohner, und diese 6000 Einwohner müssen dann in verstärkter Weise Steuern aufbringen, damit wir die Fonds für die Wohlfahrtspflege vergrößern können. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam ...", er sprach laut und blickte sich forschend um ..., „daß eine weitere Steuerbelastung unseres Kleingewerbes zu verhängnisvollen Folgen führen kann! Schon jetzt wissen die Kaufleute kaum, wie sie ihren Verpflichtungen nachkommen sollen, von Monat zu Monat wird die Lage schwieriger, und wir hätten allen Grund, die Steuern zu senken ... statt dessen werden wir sie erhöhen müssen! Ich frage Sie als vernünftige Männer, können Sie es verantworten, daß wir die Steuern weiter hochsetzen müssen, wenn dadurch vielleicht eine Anzahl Geschäfte zusammenbricht? Überlegen Sie sich bitte recht genau, daß das alles einmal ein Ende hat! Ich habe selbst Gelegenheit genommen und mich genau über die Lage der Intrasinwerke orientiert ... die Angaben des Herrn Direktor Weber stimmen durchaus! Es tut mir bitter leid, daß ich das aussprechen muß, aber mit starken Worten ist hier gar nichts gemacht. Wir gehen jedenfalls sehr ernsten Zeiten entgegen, und ich bitte Sie, diese Dinge nicht so leichtfertig zu nehmen, wie das zuerst hier geschah. Sie sind vielleicht die Leidtragenden, wenn Sie nicht rechtzeitig erkennen, um was es geht!"

Er setzte sich, und wieder lief das Raunen durch den Saal.

„Herr Wietfeld hat das Wort!" —

„Genossen!" begann der neue Redner ... „Dieser Abend heute ist ja wirklich sehr interessant geworden. Das muß man wohl sagen. Da steht hier der Herr Bürgermeister und der Herr Direktor, und beide sagen uns, daß wir

vernünftig sein sollen. Der eine erzählt uns was von Südamerika, der andere kommt mit dem Wohlfahrtsamt und den Steuern und den Geschäftsleuten, die keine Steuern mehr zahlen können. Ja, meine verehrten Genossen, wenn die Dinge so liegen, dann könnten wir ja gleich einpacken. Dann wäre es ja aus. Aber Genossen, ich frage, wer zahlt denn eigentlich die Steuern? Ja, da machen Sie ein komisches Gesicht, Herr Bürgermeister, aber ich will Ihnen nur gleich sagen, wer die Steuern zahlt. Es gibt nämlich Statistiken, jawohl, und die sagen ganz einwandfrei, daß wir, die Arbeiter, daß wir allein schon 78 Prozent der Steuern aufbringen. So liegt der Fall. Damit kann man uns also nicht schrecken, daß die anderen nicht genug Steuern zahlen können. Sehen Sie mal, wenn man so am Sonntag durch die Straßen geht, da kommen sie alle an, die notleidenden Geschäftsleute, da haben die Damen einen neuen Hut, da fährt der Fleischermeister Wurzbach im Auto, da ist alles in schönster Butter, jawohl, so liegen die Dinge, Herr Bürgermeister, und da können Sie keinen Faden von abbeißen, wir haben auch Augen im Kopfe und lassen uns nichts vormachen. Genossen, das Kapital ist immer der Stärkere, und wir werden da lange warten können, bis das anders wird. Diese Klagelieder haben wir nun schon so oft gehört, und immer ging es noch. Es wird nur dann mal anders werden, wenn die Arbeiter selbst die Dinge in die Hand nehmen. Nur eins, Genossen, kann euch helfen ... kein Lohnabbau, kein Nachgeben, sondern der Eintritt in die Front der Werktätigen, die da das Recht aller auf Arbeit und Brot erkämpfen. Hinein in die K.P.D., die allein Freiheit und Brot schaffen wird. Nur die einige Front des Proletariats wird das Proletariat retten, es lebe die Sowjetunion, es lebe der internationale proletarische Sozialismus, es lebe die Weltrevolution!"

Der Direktor bat noch einmal um das Wort.

„Meine Herren, ich bin nicht hierher gekommen, um mit Ihnen große politische Debatten zu führen. Ich bin gekommen, um Ihnen vorzutragen, wie Preis und Lohn und Steuern in unserem Betrieb sind und wollte Ihnen klarmachen, daß wir, wenn es so weitergeht, in 8 Wochen eben am Ende sind. Von dieser Rechnung kann mit allen politischen Schlagworten nichts abgestrichen werden. Entweder sehen Sie die Lage ein, und kommen uns entgegen, dann wird das Werk voraussichtlich zu halten sein, oder Sie kommen uns nicht entgegen, dann wird Ihnen keine Republik und kein Sowjetrußland etwas helfen, dann wird eben eines Tages das Tor geschlossen werden, weil der Gerichtsvollzieher die Maschinen und anderes für rückständige Steuern pfändet. Wenn Sie nicht wollen ... gut, ich kann es nicht ändern. Wenn es aber zu spät ist, dann bedanken Sie sich bitte bei denen, die Ihnen heute solche guten Ratschläge gegeben haben. Vielleicht wird Ihnen dann Sowjetrußland Brot schicken, vielleicht kann Ihnen die deutsche Republik dann genug Arbeitslosenunterstützung zahlen, eines Tages wird das, wenn es so weitergeht, zu Ende sein, und dann werden Sie die Not im eigenen Hause spüren. Ich habe Ihnen ehrlich meine Meinung gesagt ..."

— — — — — — — — — —

Dillon Read kaufte die Intrasinwerke.

Die Löhne wurden nicht vermindert.

Die gesamte Belegschaft wurde entlassen, denn Dillon Read legte das Werk still. Es kam der Bank darauf an, diese Konkurrenz zu beseitigen und ihre Produktionsquote auf die Terrawerke zu übertragen, weil erst bei derart intensiver Ausnutzung der Terra-Anlagen eine große Rente erzielt werden konnte.

Die Arbeiter der Terrawerke erhoben keinen Protest, denn sie waren froh, daß sie ihre Arbeit hatten. Außerdem erfuhren sie aber von dem Vorgang nichts, denn die Terrawerke lagen in Baden, und die Intrasin A.-G. lag in Nordhannover. —

400 Arbeiter gingen stempeln.

Eine Kleinstadt geriet in finanzielle Schwierigkeiten.

Der Schatten Kreditkatastrophe wurde größer und drohender.

So schloß sich die würgende Faust um die deutsche Kehle enger und enger.

Noch hielt sich mühsam die altgewohnte Ordnung, noch zahlte man Gehälter und Löhne, noch zahlte man Arbeitslosenunterstützung, noch hielt der Bau notdürftig zusammen.

Aber wie lange?

Die Antwort sollte nicht ausbleiben.

* * *

Die große Rede des Reichsfinanzministers näherte sich dem Ende. In fliegender Hast folgten die Stenographen seinen Ausführungen. Die Berichterstatter der fremden Blätter machten ununterbrochen Notizen. Auf den Tribünen saßen dichtgedrängt die Zuhörer und atmeten leise, denn kein Wort wollten sie sich entgehen lassen.

Der Minister sah von seinem Manuskript auf. Er legte es beiseite, er begann, frei zu sprechen. „Meine Damen und Herren! Sie haben also soeben von mir ein ungeschminktes Bild unserer finanziellen Lage erhalten. Ich fasse noch einmal kurz zusammen, da in dem übergroßen Andrang der vielen Zahlen zu leicht das Gesamtbild verlorengeht ... die Lage ist kurz diese: Deutschland hat in den Jahren seit 1924 ohne wesentliche Unterbrechung Auslandsanleihen aufgenommen, und die Gesamtsumme dieser Anleihen be-

läuft sich nunmehr auf fast 30 Milliarden Goldmark. Es zeigt sich jetzt überraschenderweise im gesamten Ausland eine Abneigung, Deutschland weitere Anleihen zu gewähren. Damit ist für uns eine verhängnisvolle Situation entstanden. Wir haben einen sehr großen Bedarf an fremden Zahlungsmitteln. Allein die regelmäßige Verzinsung dieser bis jetzt aufgenommenen Auslandsgelder verschlingt jedes Jahr 2—3 Milliarden Mark, und zwar sind in überwiegendem Maße hierzu Devisen notwendig. Bisher war die Aufbringung dieser Devisen verhältnismäßig leicht, weil neue Auslandsanleihen genügend Devisen ins Land brachten. Im Augenblick, da dieser Zustrom aufhört, ist die Lage naturgemäß sehr ernst. Es kommt weiter hinzu, daß Deutschland politische Zahlungsverpflichtungen zu erfüllen hat, die ebenfalls eine erhebliche Summe ausmachen. Es sind fast zwei Milliarden Mark im Jahre, wie Ihnen allen bekannt sein dürfte. Der Ausfall an Anleihen stellt nunmehr die Übertragung dieser Zahlungen ins Ausland in Frage, es besteht zunächst keinerlei Möglichkeit zur Aufbringung der zur Übertragung notwendigen Devisen. Die Steuereingänge haben aber nunmehr derartig nachgelassen, daß selbst die Aufbringung der Youngzahlungen im Innern vielleicht in allernächster Zeit schon ernstlich in Frage gestellt sein dürfte! Die Bank für internationale Zahlungen hat unter diesen Umständen zunächst von ihrem Recht, die in Reichsmark geleisteten deutschen Zahlungen in Deutschland anzulegen, Gebrauch gemacht, und sie hat seit drei Monaten sämtliche eingegangenen Zahlungen in Deutschland investiert. Es ist, wie Sie wissen, strittig, ob die Bank für internationale Zahlungen Betriebe übernehmen kann, ob sie ausschlaggebenden Einfluß auf einzelne Unternehmungen ausüben darf oder nicht. Aber sie ist gezwungen gewesen, mit Rücksicht auf die

unhaltbare Devisenlage vorübergehend ihre Gelder in Deutschland zu investieren, und an allen den Stellen, wo sie derartige Investitionen vorgenommen hat, sind ihre Anlagen laut Young-Plan steuerfrei. Damit ergibt sich ein noch verstärkter Ausfall an Steuern, der naturgemäß für die Finanzen des Reiches im höchsten Grade fühlbar ist. Die Folge aller dieser Umstände ist ein geradezu katastrophales Absinken der Beschäftigung in allen deutschen Industrien. Neben erheblich verminderten Steuereingängen haben wir also ein ganz beträchtliches Anwachsen der Arbeitslosigkeit zu verzeichnen, und damit sind die Aufwendungen des Reiches für diese Zwecke entsprechend gestiegen ..." Er machte eine Pause und blickte sich um.

Es war tatsächlich vollkommen ruhig im großen Saal ... sie alle hingen an den Lippen dieses Mannes, denn sie wußten, sie fühlten, daß etwas ganz Besonderes, etwas ganz Ungeheures kommen würde ...

Dann reckte der Finanzminister sich, er gab sich einen Ruck ...

„Meine Damen und Herren! Unter diesen Umständen wird es Sie nicht in Erstaunen setzen, daß ich Ihnen folgendes mitzuteilen habe: Das Deutsche Reich sieht sich gezwungen, von dem im Youngplan vorgesehenen Rechte Gebrauch zu machen — das Deutsche Reich kündigt hiermit die Übertragung der geschützten Zahlungen des Youngplanes in fremde Währung mit den vorgesehenen 90 Tagen Voranmeldung auf ..."

Für Sekunden war es unheimlich ruhig.

Dann brach ein brüllender Tumult aus. Von allen Seiten sprachen und schrien die Abgeordneten durcheinander, Kommunisten riefen Flüche und Drohungen, die Abgeordneten waren aufgesprungen, sie riefen und winkten und traten zu Gruppen zusammen. Der Präsident läutete ohne Unter-

laß, aber er drang nicht durch. Die Redakteure eilten an die Telefone, nur ganz allmählich trat notdürftige Ruhe ein.

Vier Stunden später war die Nachricht über alle Welt verbreitet. Das Deutsche Reich stellt die Zahlungen ein! ... Ist das der Anfang der Pleite?

— — — — — — — — — —

Es war die Zeit des Urlaubs gewesen, als der Finanzminister diese sensationellen Mitteilungen machte. Sie lagen draußen am Wasser, die Männer aus den Büros, die vielen Tausende von Angestellten, Beamten, sie sonnten sich am Wannseestrand, sie streckten die Glieder im fächelnden Wind ... Herrgott, was war das Leben doch schön, wenn man für Tage und Wochen der Stickluft der Arbeitsräume entronnen war! Noch sah die Welt aus wie immer, und die da draußen die Sorgen und Kümmernisse vergaßen, sahen liebliche Träume vor ihren Augen vorüberziehen. Es mußte doch einmal werden! Was wollten sie wissen von den verhaßten Dingen der Politik? ...

Es war, wenn man ganz äußerlich hinsah, alles, wie es immer war. Aber als die Zeitungsverkäufer am Badestrand herumliefen und ihre ungeheure Sensation hinausbrüllten: Das Reich vor der Pleite! Die Kriegstribute werden eingestellt! Steuererhöhung! Steuererhöhung!!, da horchten sie alle auf. Sie griffen nach den Blättern, sie begannen zu lesen ... und ihre Mienen wurden dunkel ... wohin soll das alles führen?

Der Himmel hatte plötzlich einen blassen, fahlen Schimmer bekommen ... die Unruhe der Büros und der Maschinenhallen war herausgesprungen und hatte sie in ihrer verträumten Sonnenruhe aufgestört.

III.

Oh! Hätte der Finanzminister schweigen können! Aber er hatte sprechen müssen. Man kann nicht die Young-Zahlungen aufkündigen im stillen Kämmerlein, alle Welt muß es wissen, alle Welt wird es wissen. Man ist es dem Ansehen des Reiches schuldig, daß man gute Gründe dazu angibt, denn wehe, wenn die weite Welt denken würde, daß Deutschland böswillig versuche, den Youngplan zu zerreißen ... wehe!

Und so eilten die vielen Zeitungen in alle Häuser, und überall lasen die Deutschen, wie die Sache stand. Was? Das war der Aufstieg, der seit Jahren versprochen war? Das war das Ergebnis? Da soll doch! —

Aber was soll da?

Neue Inflation?

Oder was sonst?

Was weiß der Gastwirt Baumann von Inflation und Deflation? Was weiß er von den verzwickten Manövern auf dem Geldmarkt? Was weiß er von den fremdwortgespickten Aufsätzen in den Handelsteilen? Er weiß nur, daß in den Jahren bis 1923 die Inflation seine Spargroschen fraß, und er bedankt sich händeringend für eine Neuauflage. Er weiß nur, daß es im Balkenwerk des deutschen Reiches knistert, er hat Jahr für Jahr geglaubt, es müsse doch bergauf gehen, und nun ging es nicht bergauf. Also will er sich sichern.

Wie?

Er verlangt Auszahlung seiner 7856 Mark in Gold. Denn im Youngplan ist ja bestimmt, daß auf Wunsch die Noten in Gold eingelöst werden müssen. Und um 9 Uhr morgens, am Tage nach der sensationellen Rede des Finanzministers, geht er mit beschleunigten Schritten zur Bank und will Gold haben.

Was stehen dort für zahllose Menschen? Es drängt sich ein wüster Haufen auf der Straße, sie stehen da und blicken sich düster um. Wo stehen sie? Sie stehen vor der Bank, sie stehen in dem Eingang der Bank, sie stehen am Schalter der Bank, Baumann muß sich ganz hinten anstellen, er muß warten ... Hunderte sind es, viele Hunderte. Mit wachen Ohren horcht er ... was wollen sie alle hier? Sie wollen alle dasselbe, was er will, sie wollen Gold. Was kümmern sie die Zinsen? Sie wollen keine Zinsen, sie wissen noch, daß es damals so ging: Versprechen über Versprechen, und die deutsche Mark rutschte allen Versprechungen zum Trotz ins Bodenlose. Das soll ihnen nicht wieder geschehen!

Er steht eine Viertelstunde, er steht eine halbe Stunde. Eine ganze Stunde vergeht, und er ist dicht am Schalter. Sie gehen ab, mit den paar Mark in Gold ... sie atmen tief auf, wenn sie das blinkende, klinkernde harte Geld in der Hand spüren ... so, uns kann die neue Inflation im Mondschein begegnen ... das Ersparte haben wir.

Da stehen die Beamten und rechnen ... aber sie stecken die Köpfe zusammen ... und ein Direktor tritt ein ... er winkt ... er flüstert leise, sein Gesicht ist sehr ernst. Und im wartenden Publikum reckt man die Hälse: Was geht dort vor?

Es ist so eigenartig, die Beamten brauchen so sehr viel Zeit, es geht so langsam mit dem Auszahlen, sie zögern, sie trödeln, trotzdem zahllose Hunderte von Menschen sich drängen ... es eilt ihnen offenbar gar nicht ... was soll das? Und Traugott Baumann steht und wartet.

Und dann ist die Nachricht da:

Die Reichsbank stellt die Zahlungen in Gold ein!

Mit Bedauern zucken die Schalterbeamten die Schultern. „Es tut uns leid, wir haben dringende Anweisung, daß

kein Betrag mehr in Gold ausgezahlt wird ... falls Sie Papier wollen? ...

Da füllt aufgeregtes Murmeln den Raum.

„Schiebung!" schreit irgendwer ...

„Schweinerei!"

„Lumpen! Betrüger! Schwindel! ..."

„Wir wollen unser Geld haben!"

„Geld her! — oder!! — — —"

Drohend steht ein großer Mann am Schalter. Er packt über den Tisch hinweg den Kassierer, er schüttelt ihn, er schreit wie ein Wilder „... Mein Geld will ich haben! Mein Geld! Du! hörst du? Ich will mein Geld!!! —" er dreht sich um, er blickt über die wartende Menge ... er blitzt mit seinen harten Augen sie alle an, und Traugott Baumann fühlt, dieser Mann hat recht. „Jawohl!!" schreit Baumann, „wir wollen unser Geld! Gebt uns unser Geld!"

Und als der Direktor sich vordrängt, als er die Hände hebt, als er zu sprechen versucht, da ertrinken seine Worte in einem tobenden Brüllen. So sehr er schreit, er hört kaum sein eigenes Wort. Ohne Unterlaß hallt der Schrei „Unser Geld! Unser Geld!" in seine Ohren. Die Menge drängt vor. Eine Glasscheibe am Schalter wird eingedrückt, die Vordersten wollen zurückdrängen, aber sie erliegen willenlos dem Ansturm der Hunderte, die da schreien und fluchen und schieben und stoßen.

Und dann ergießt sich die tobende Menge in die Räume der Bank, Bücher fallen von den Tischen, Schreibmaschinen werden umgeworfen, Rechenmaschinen krachen auf dem Boden, die Beamten wehren sich verzweifelt, aber vergebens. Bis in das Direktionszimmer dringt die wütende Menge ... „Geld! Unser Geld! Wir wollen unser Geld haben! ..." das ist das einzige, was der Direktor hört ... Er steht in der Ecke, hebt beschwörend die Hände und lauert nur, daß

das Überfallkommando komme, das er in letzter Minute rief ...

Und dann kommt statt der Zahlung in Gold der Gummiknüppel und säubert die Bank.

An einem Vormittag hatte die Reichsbank 600 Millionen Gold verloren ...

Sie mußte die Goldzahlung einstellen ... sie mußte ... sie mußte!!

Sie mußte den Notenumlauf um ein Drittel einschränken ...

Sie mußte den Diskont von 10 auf 15 Prozent heraufsetzen ...

Sie mußte die Kreditdrosselung ankündigen, in ungeahnter Schärfe.

Aber das war nicht alles.

Das Reich mußte ...

Das Reich mußte sparen, mußte einschränken ...

Das Reich mußte eine Notverordnung erlassen, sie besagte, daß ein Moratorium für alle Zahlungen des Reiches in Höhe von 30 Prozent unvermeidlich sei, es mußte erklären, daß nur zwei Drittel aller Gehälter ausgezahlt werden könne ...

Aber das war nicht alles.

Wenige Tage ...

Wenige Tage trieben die Krise auf den Höhepunkt.

Das Ausland verlangte Zahlungen in Gold. Für Getreide, für Eier, für Käse, für Fleisch ... für alles.

Und Deutschland konnte, durfte nicht in Gold zahlen. Deutschland brauchte sein Gold dringend, ganz dringend, denn wenn das Gold hinschmolz wie Märzenschnee vor der Sonne, dann mußte der Notenumlauf vermindert werden, radikal vermindert werden, und dann kam alles zum Erliegen ...

Das durfte nicht sein.

Die große Presse, die kleine Presse, der Rundfunk, die tausend Parteisekretäre, alles wurde mobilisiert, um Ruhe, Ruhe, Vernunft, Besonnenheit zu predigen. Nur keine Katastrophe! Nur keine unüberlegten Handlungen! Jede unbedachte Handlung, jede Revolte, jede geplünderte Bank kann die Katastrophe nur beschleunigen ... Ruhe! Ruhe!!!

Die großen Blätter gaben das Stichwort ...

Die kleinen Blätter fingen es auf, walzten es breit, trugen es in jedes Haus. Wer war schuld an allen diesen Dingen? Das alte System war schuld! Sein Säbelrasseln, sein Machthunger, seine Gewaltpolitik, sein unersättlicher Imperialismus ... das war der Grund für diesen entsetzlichen Krieg gewesen, das war der Grund für die Niederlage, das war der Grund für die Kriegsschulden, das war der Grund für die Inflation, das war der Grund für den Dawesplan, das war der Grund für den Young-Plan ... und eines nur kann die Rettung bringen: Ruhe, Vernunft, Ausharren ... die Weltwirtschaft hat ein Interesse daran, daß Deutschland nicht zugrunde geht, das Ausland selbst ist daran interessiert, daß wir durch die Krise hindurchkommen, der Sonderausschuß der Bank für internationale Zahlungen ist soeben zusammengetreten, um entsprechend den Bestimmungen des Young-Planes zu beraten, was nun mit Deutschland und der deutschen Wirtschaft zu geschehen habe ... und es gilt, keine unüberlegten Tollheiten zu begehen, es ist eine Krise, ja, eine schwere Krise, aber sie wird überwunden werden ...

Das Ausland hatte Interesse.

Jawohl, es hatte ...

Gibt es eine bessere Gelegenheit, als diese: Krise in Deutschland! Kurssturz an der Börse! Geldmangel, Geldnot überall! Da kann man zugreifen. Da gibts ein billiges

und gutes Geschäft. Da kann man Aktien kaufen, spottbillig ... da kann man sich einnisten, und wenn es nur ist, um eine gefährliche, verhaßte Konkurrenz auszuschalten, um deutsche Werke stillegen zu können.

Doch, doch, das Ausland hatte Interesse!

Sehr großes Interesse!

Das Ausland kaufte, was zu kriegen war, kaufte Bergwerke, kaufte Maschinenfabriken, kaufte chemische Aktien... das Ausland kaufte, kaufte ...

Und mit dieser gigantischen Verschleuderung letzten deutschen Volksvermögens wurde ganz notdürftig der Kurs der Mark gehalten, mit dieser letzten Auspowerung wurde die Krise ganz notdürftig gebannt, es ging gerade noch einmal am Abgrund vorbei ...

Aber was soll dann werden?

Der Hunger stand böse drohend auf.

Wer sollte ihn bannen?

Wer konnte ihn bannen?

Das Land.

Der Acker.

Der Bauer.

Da setzte der große Aufmarsch der Landfront ein.

Zwei Fundamente sind Deutschland geblieben:

Der Acker und die Arbeit.

Sie können es schaffen.

Und so fiel in die wilde Erregung Deutschlands die Forderung der Landfront: Volksbegehren über eine Arbeitsdienstpflicht zur Rettung und zum Aufbau der Landwirtschaft. Einsatz aller Kräfte, um so viel wie irgend denkbar aus dem deutschen Boden herauszuholen.

* *

*

Da stand Hans Oldenkamp in dem verräucherten Saal der kleinen Stadt und versuchte, die Bedeutung dieser Forderung darzulegen. Zu Ende war es mit der Hilfe von außen. Es blieb nur noch die eigene Kraft. Es galt, sie einzusetzen. Millionen waren arbeitslos. Wielange noch, und man würde ihnen vielleicht keine Unterstützung mehr geben können? Wo aber sollten sie Arbeit finden? Es waren alle Auswege verbaut. Niemand konnte versichern, daß sie von dem, was in Kanada, in Argentinien wuchs, würden satt werden können, die Weltwirtschaft war vielleicht ein schöner Traum, aber die Wirklichkeit war anders. Jedes Volk sorgte für sich, die Amerikaner sorgten für sich, die Afrikaner sorgten für sich. Und nur gegen gute Waren und gutes Geld allenfalls würden sie Brot und Fleisch geben. Hier aber, in Deutschland, konnte mehr Brot und mehr Fleisch geschaffen werden ... hier hieß es anpacken. Oldenkamp schwieg ...

Der Versammlungsleiter klingelte und bat um Wortmeldungen.

Der Vorsitzende des Ortskartells der freien Gewerkschaften, der Stadtrat mit dem rötlichen Bart, schritt langsam auf das Rednerpult zu.

Er legte umständlich einige Blätter zurecht, er strich seinen Bart, er reckte sich hoch und sah herausfordernd in die versammelte Menge.

„Verehrte Anwesende!“, begann er seine Rede, „Weltwirtschaft oder deutsche Bodenwirtschaft, das ist also das Thema des heutigen Abends. Als ich das gestern las, da sagte ich mir, was soll ich denn dort? Was geht dich denn das an? Soll ich da hingehen? Und eigentlich meinte ich, das ist doch ein Thema, das den gewerkschaftlich geschulten Proletarier nicht interessiert. Aber dann sah ich, daß man hier wohl für die Pläne des Landblockes, wie die

Herren Agrarier sich jetzt nennen, sprechen will, und da sagte ich mir: Geh doch mal hin, denn sonst denken sie, wir Arbeiter hätten vielleicht nicht den Mut, uns mit diesen Herren auseinanderzusetzen. Und so bin ich also hier und will mich kurz zu den Ausführungen des Herrn Vorredners äußern ...

Ja, meine verehrten Anwesenden, dieser Vortrag war ja wirklich sehr schön und interessant. Von Nordamerika, vom Befreiungskrieg der Nordamerikaner, von allen möglichen schönen Sachen hat der Herr Referent gesprochen... alles sehr schön ... aber ich habe mich doch tatsächlich immer gefragt, was soll das alles denn eigentlich bedeuten? Ja, das habe ich mich gefragt, denn, wenn ich recht unterrichtet bin, dann sieht die Sache doch eigentlich so aus, daß die Herren Agrarier darauf aus sind, möglichst billige Arbeitskräfte zu bekommen! Jawohl, Herr Oldenkamp, da mögen Sie Ihren Kopf schütteln, soviel Sie nur wollen, das ist der eigentliche Kern der Sache, und ich will Ihnen gern zugeben, daß Sie das nicht sehen, denn Sie sind ein Mann, der von einem hohen Idealismus beseelt ist, Sie glauben selbst das, was Sie hier vortragen, aber Sie erkennen eben nicht, was die Herren Agrarier eigentlich vorhaben. Dieser Idealismus und diese persönliche Anständigkeit sind Ihr großer Fehler, denn Sie lassen sich eben zu leicht täuschen ... wir aber sind nicht gewillt, uns so leicht betrügen zu lassen, wir haben zu unseren politischen Idealen auch noch genug gesunden Menschenverstand. Wir glauben nicht, daß die Krautjunker auf einmal ihr Herz für den deutschen Arbeiter entdeckt haben, und daß sie ihm nun helfen wollen, damit er nicht hungere und auf der Straße nutzlose Revolten aufführe. Nein, wir glauben das nicht! Nein!! Die Sache ist so, daß jetzt naturgemäß die Wohlhabenden noch ganz anders werden herangenommen

werden müssen mit Steuern als bisher, denn wir gehen naturgemäß ernsten Zeiten entgegen. Jetzt wird es sich darum handeln, wer denn den ganzen Wahnsinn bezahlen soll, den das alte System verbrecherisch angestiftet hat. Da möchten die Besitzenden die Last auf den Proleten schieben, bei dem ohnehin Not herrscht. Aber haben Sie schon mal einen Agrarier gesehen, der Not leidet? Ich nicht! Ich sehe immer nur, daß, wenn es allen schlecht geht, die Landwirte immer noch genug haben. Ich möchte wirklich mal einen Bauern sehen, der solch ein Hundeleben führt wie unsere Arbeitslosen. Das Herz dreht sich einem im Leibe um, wenn man an all das Elend denkt, das dort in diesen Baracken jetzt herrscht. Und da wagen es die Herren vom Lande, bei denen immer noch genug zu essen auf dem Tisch steht, uns hier solch einen Vortrag vorzusetzen, von Weltwirtschaft ... von deutscher Bodenwirtschaft ... ist das nicht der reinste, unverfrorenste Hohn? Jetzt, wo die Arbeitslosen zu Millionen auf der Straße liegen, wo die Unterstützung so kümmerlich gezahlt wird, daß die armen Menschen kaum noch satt werden, und wenn sie nur Kartoffeln essen und Kornkaffee trinken, jetzt glauben die Krautjunker, ist der Augenblick gekommen, wo sie noch billigere Arbeitskräfte bekommen können als so schon. Wie sind denn die Löhne der Landarbeiter? Wie sind denn die Wohnungen der Proleten draußen auf dem Lande? Das Vieh hat es besser in seinen Ställen als die Menschen, die dort als Proleten leben müssen. Wir kennen die Agrarier mit ihrem Brotwucher genau, und wir lassen uns einfach nicht für dumm verkaufen. Wer als moderner Mensch aufgeklärt und klug ist, der weiß, was er zu tun hat: Keine Stimme diesem Brotwucher-Volksbegehren ... Keine Stimme! —“

Unter dem lebhaften Beifall seiner Genossen wollte der

Redner wieder an seinen Platz zurückkehren. Da sprang Oldenkamp auf und rief ihn an: „Halt! Einen Augenblick. Bleiben Sie bitte noch zwei Minuten hier vorn, damit wir uns über diese Frage weiter unterhalten können. Sie haben meine Worte vollkommen falsch verstanden, und ich bitte Sie, mir sofort Gelegenheit zur Klarstellung zu geben."

Der Angesprochene zögerte ... Oldenkamp trat auf ihn zu: „Bitte, beantworten Sie mir diese Frage: Wovon sollen die deutschen Proletarier in ihrer großen Gesamtheit leben, wenn der deutsche Acker nicht genügend Korn hervorbringt, und wenn auf Grund des ebenfalls nicht ausreichenden deutschen Industrieexportes nicht genug Lebensmittel ins Land kommen? Wenn die deutsche Landwirtschaft vielleicht 40 Millionen Menschen ernährt, und aus dem Exportgeschäft sind noch 15 Millionen zu ernähren ... woher sollen die Nahrungsmittel für die letzten 10 bis 15 Millionen genommen werden? Sollen denn diese Leute hungern? Sollen die anderen auf ausreichende Nahrung verzichten? Oder wie können Sie die deutsche Ausfuhr von Industrieerzeugnissen so steigern, daß für die restlichen Millionen doch noch Nahrung geschaffen wird? ... Wollen Sie mir diese Fragen beantworten? ..."

Der Vorsitzende des Ortskartells der Gewerkschaften stand Oldenkamp gegenüber und atmete tief ... im Saale herrschte erwartungsvolles Schweigen. Alle Blicke waren auf die beiden Männer gerichtet, die dort Auge in Auge standen. In den entfernteren Reihen stand man auf, um besser sehen und hören zu können.

Der Gewerkschaftler straffte sich ... er reckte sich heraus ... er wußte, jetzt galt es offenen Kampf. „Diese Frage ist ja nun allerdings leichter gestellt als beantwortet. Ich kann Ihnen hier unmöglich ein ganz großes Wirtschaftsprogramm entwickeln, dazu fehlt mir ganz einfach die Zeit. Da müßten

Sie schon eine Versammlung einberufen, in der ich wenigstens zwei Stunden sprechen könnte. Hier, wo man mir als Diskussionsredner nur wenige Minuten Redezeit gestattet ..."

„Stimmt nicht!" warf Oldenkamp ein, Sie haben hier heute unbegrenzte Redezeit! —"

Wieder folgte eine längere Pause.

Das Schweigen breitete sich unheimlich aus ... was würde der Mann antworten? Sie fühlten plötzlich alle, die Beamten, die Arbeiter, die Kaufleute, daß hier eine Entscheidung fallen sollte.

„Bitte, Herr Stadtrat", sagte Oldenkamp. „Sie können mir kurz mit wenigen Worten erwidern, Sie können ebenfalls auf das Podium treten und eine oder zwei Stunden sprechen. Ich bin überzeugt, daß alle Anwesenden Ihren Ausführungen in vollster Ruhe zuhören werden ..."

. . . .

„Bitte", sagte Oldenkamp ...

„Verehrte Anwesende", begann der Stadtrat, „es ist ja im allgemeinen nicht üblich, daß man so unvorbereitet eine große Rede halten soll, und so kann ich Ihnen hier natürlich nicht mit so ausführlichem Zahlenmaterial dienen, wie es die Beantwortung einer solchen Frage verlangt. Aber ich bin natürlich gern bereit, da ich den Eindruck habe, daß diese Frage alle Anwesenden interessiert, so gut zu antworten, wie es im Augenblick möglich ist. Also, der Herr hat mir die Frage gestellt, wovon sollen denn die deutschen Proletarier leben? Er sagt, wovon sollen die leben, wenn die Landwirtschaft in Deutschland nur etwa 40 Millionen Menschen ernährt, und wenn vom Industrieexport nur etwa 15 Millionen leben, und für die letzten Millionen fehlt eigentlich die Nahrung. Ja, wenn die Verhältnisse also so liegen, dann wird eben wohl unsere Industrie etwas mehr

sich auf die Hosen setzen müssen, dann werden die hohen Herren von der Schwerindustrie und so weiter wohl auf ein bißchen Dividende verzichten müssen, und dann werden wir schon genug ins Ausland verkaufen können, um unsere Bevölkerung satt zu machen. Das ist meine Ansicht von dem Fall ... Genossen, verehrte Anwesende, es ist nämlich nicht so, daß die deutsche Industrie nicht kann, ... o nein ... wenn sie will, dann kann sie auf ein ganz nettes Sümmchen Profit verzichten, und wenn sie das tut, dann wird sie schon genug verkaufen können. Die Herren der Industrie denken aber an alles andere als daran, wie das Volk satt werden soll, die denken nur daran, wie können wir unsere eigenen Taschen füllen, und da liegt des Pudels Kern begraben! Jawohl! Und jetzt merken wohl die Herren, daß bald ein anderer Wind wehen wird, und da kommen sie nun mit solchen kindlichen Fragereien, und wir sollen darauf hereinfallen. Aber wir werden uns hüten und diesen Verlockungen nicht Folge leisten. Wir wissen zu genau, was diese Herren planen ..."

„Halt!" rief Oldenkamp, „Sie kommen vom Thema ab, und ich möchte auf Ihre Ausführungen sofort erwidern. Sie haben soeben gesagt, daß, wenn die Auslandsanleihen aufhören, die Industrie eben sich mehr Mühe geben muß, um die Ernährung des Volkes sicherzustellen. Sie haben da gesprochen von Dividenden ... Sie haben es doch selbst miterlebt, wie die neuen Herren in der deutschen Industrie, die Ausländer, über diesen Fall denken. Wollen Sie die deutsche Arbeiterschaft in neue Lohnkämpfe gegen das amerikanische Bankkapital stürzen? Glauben Sie im Ernst, daß davon mehr Leute satt werden als bisher? Das können Sie selbst nicht glauben. Weiterhin: Es steht nicht in unserer Macht, die Zölle in Nordamerika und in allen anderen Ländern der Welt so herabzusetzen, daß wir mit unseren

Waren dort Fuß fassen. Ich habe Ihnen die Gründe genannt, es ist unbestreitbar, daß die industrielle Herrschaft Europas in der alten Form nicht wiederkehren wird, weil die Industrialisierung der ganzen Welt von Jahr zu Jahr weitergeht. Überall schafft man eigene Industrien, gestützt auf die eigene Landwirtschaft, und so ist das Programm: Die deutsche Industrie muß es schaffen, geradezu kindlich zu nennen ... ganz abgesehen davon, daß durch die bisherige zügellose und verantwortungslose Pumpwirtschaft schon der entscheidende Teil der deutschen Industrie gar nicht mehr deutsch ist. Ich sehe mich also gezwungen, festzustellen, daß Ihre bisherigen Vorschläge einen erschütternden Mangel an Folgerichtigkeit verraten ..."

„Oho! So siehst Du aus" — „Sehr gut!"

„Genossen", rief der Stadtrat, „Ihr habt es gehört, wie der Herr Referent hier alles durcheinander wirft, nur, um irgendetwas an der Arbeiterbewegung aussetzen zu können. Ich kann mich, glaube ich, kurz fassen und sagen: Hier werden uns große Dinge erzählt, von Nordamerika und allen möglichen Zöllen und Industrien, und von der Landwirtschaft und so weiter. Aber von all diesen schönen Reden wird kein Arbeiter satt. Wer ist es denn, der dem Arbeiter ein menschenwürdiges Leben erkämpft hat? Waren das die Landwirte? Die Herren haben immer nur über zu geringen Zoll geklagt, die haben den Brotwucher nicht toll genug betreiben können. So sehen sie aus, diese Herren, die jetzt kommen und den deutschen Arbeiter retten wollen! Und haben die Herren von der Industrie den deutschen Arbeiter satt gemacht? Haben wir ihnen nicht jeden Groschen, jeden Pfennig mit Streiks und erbitterten Lohnkämpfen aus dem unersättlichen Rachen reißen müssen? Sind wir es nicht gewesen, die dem Arbeiter mehr Brot verschafft haben? Genossen, wir bleiben, was wir waren! Wir

denken gar nicht daran, den Versprechungen dieser Herren hier zu folgen, die Arbeiterschaft wird selbst darüber wachen, daß ihr Lebensstandard nicht angetastet wird! Und wenn sie uns noch viel gerissenere Redner auf den Hals hetzen, wir haben unsere Augen auf und wissen, was uns nottut selbst! ..."

Oldenkamp sprang auf: „Der Arbeiter lebt nicht von Tarifkämpfen, sondern von dem Brot des Bauern, der die Maschinen des Arbeiters kauft!"

Der Stadtrat unterbrach. „Dann wäre ja also die Arbeiterbewegung Ihrer Ansicht nach vollkommen überflüssig! —"

„Nein", erwiderte Oldenkamp, „aber sie soll erkennen, daß sie auf Gedeih und Verderb ein Teil der Nation ist, und daß sie alle Kräfte daran setzen soll, diese Nation so blühend wie möglich zu machen ... weil sie nur dann auf die Dauer satt wird ... das ist es."

„Genossen", unterbrach der Stadtrat, „wenn ich den Herrn Referenten so allmählich richtig verstehe, dann meint er also, wir müßten uns als ‚Teil der Nation' fühlen ...", er sprach die Worte mit breitem Munde langsam und ironisch aus ..., „als Teil der Nation — das heißt denn also, daß wir in dem englischen und dem französischen und jedem anderen Arbeiter einen Feind, womöglich einen Erbfeind sehen sollen. Das heißt dann, wenn es mal wieder soweit ist, daß wir singen sollen: Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, und dann können wir wieder für die Nation und die Herren von der Großindustrie ins Feld marschieren, damit die Herren an den Kriegslieferungen sich gesund machen. Und dann wird hier im Lande schon wieder so'n Vater des Volkes auftauchen, so'n Willem oder so, und dann können wir wieder Hoch schreien und Heil Dir im Siegerkranz singen. Das heißt es nämlich, wenn hier von

der ‚Nation' geredet wird. Ich frage Euch, Genossen, wollt Ihr das? Wer wieder mal die Knarre auf den Buckel nehmen will mit Gott für Kaiser und Reich, der stehe auf!! —"

Ein stürmisches Gelächter setzte ein.

Oldenkamp wurde bleich ... ein Zittern lief durch seine Glieder, er biß sich auf die Lippen und atmete tief. Auf einmal wußte er ... hier ist jedes Wort umsonst ... hier geht es nicht um Gründe, um Verstehen, um ehrliches Suchen ... hier steht ein Mann, der will nicht sehen ... und die beiden Rassen Deutschlands standen sich in diesen beiden Männern gegenüber ... der Kriegsfreiwillige von 1914, der geblieben war, was er in den Jahren der Granaten geworden war, und jener Mann, der sich innerlich lossagte von der Nation, der sie nicht sah, verneinte, haßte ... der Beamte der Arbeiterbewegung, der von der Nation nichts wissen wollte ...

Da trat Oldenkamp auf ihn zu und faßte ihn am Rock: „Hören Sie, Mann, es wird vielleicht nicht lange dauern, da werden wir uns hier wiedertreffen. Ich will Ihnen nur wünschen, daß Sie dann noch den Mut haben werden, hier dieselben Gedanken zu äußern. Sehen Sie denn nicht, daß das ganze deutsche Volk — und der deutsche Arbeiter mit diesem Volk zusammen — am Abgrund steht? Sehen Sie denn nicht, daß nur gemeinsame Arbeit uns alle retten kann? Sehen Sie denn nicht, daß kein Mensch in der weiten Welt uns hilft, weil wir etwa Sozialisten oder Republikaner sind? Begreifen Sie denn nicht, daß es jetzt hier gar nicht mehr um Theorien und Meinungen geht, sondern um das einfachste Essen und Trinken? Erkennen Sie denn nicht, daß Sie Ihre Arbeiterbewegung verraten, daß Sie den Hunger an tausend Tische tragen, wenn Sie es nicht über das Herz bringen, eine einzige alte Theorie

wegzutun? Sie reden von Arbeitslosen und ihrem Elend, aber Sie tun nichts, um das Elend durch Arbeit und Organisation zu lindern. Von Ihren Reden, Herr, wird kein Prolet satt, aber von dem, was draußen auf den Äckern wächst, davon könnten sie leben. Sie sind ein Verräter! Sie! Ja, Sie!!"

„Ich bitte ums Wort!" rief der Stadtrat, „ich bin hier angegriffen und beleidigt worden!"

„Nein", rief Oldenkamp, „wir haben keine Zeit und Lust, uns weiter mit solchen Menschen zu unterhalten.

„Ausreden lassen! Wort erteilen!" rief es aus der Versammlung. „Schluß! Aufhören!" hallten andere Rufe. Der Vorsitzende schwang die Glocke, die Gäste sprangen auf und riefen wirr durcheinander ... ein wilder Spektakel setzte ein. Einige Genossen des Stadtrates drängten sich nach vorn, schlossen Oldenkamp ein. Andere Zuhörer sprangen auf und eilten zum Schutze herbei. Und auf einmal kam ein Aschbecher geflogen und traf Oldenkamp am Kopf ...

Das war das Signal.

Tische wurden umgerissen, Stühle wurden in der Luft geschwungen, Stöcke in derben Händen fuchtelten umher. In einer Ecke ertönte die Internationale, in einer anderen das Deutschlandlied. Und ehe der Vorsitzende imstande gewesen wäre, Ruhe zu schaffen, wälzten sich zwei Männer am Boden, die Hand an der Kehle, Fäuste krachten in Gesichter, Füße traten auf Leiber, Stöcke und Stuhlbeine schlugen zu. Johlen und Schreien und Fluchen wirbelte wüst durcheinander. Die Versammlung löste sich in Prügeleien auf ...

Schließlich räumte die Schupo den Saal und stellte die Ordnung wieder her. Namen wurden aufgeschrieben, Verhaftete wurden abgeführt, Sanitäter verbanden blutende

Köpfe ... die beiden deutschen Nationen hatten sich wieder einmal politisch unterhalten.

An diesem Abend saß der Privatgelehrte Dr. Hartenstein bei dem neuen Führer des Landblockes. Schweigend hatte der Führer ihm zugehört, und nun schob Dr. Hartenstein die Ausarbeitungen über den Tisch und erhob sich. Seine Augen brannten in die Augen des anderen, und seine Stimme drängte, leise, aber mit eindringlicher Glut, sprach er ...

„Sie müssen doch begreifen, daß Sie jetzt nicht nur halbe Arbeit tun dürfen! Sie müssen doch einsehen, daß es gilt, die Ursachen für den Niedergang zu erkennen, und an diesen tiefsten Ursachen mit der Gegenarbeit zu beginnen! Sie sagen: Arbeitsdienstpflicht — gut, richtig. Aber was soll das alles in einem Staat, in einem Volk, dessen Wirtschaft durch den Irrsinn der Goldwährung erwürgt wird? Sie können Ihre Pläne nicht durchführen, wenn Sie nicht auf allen Gebieten aufräumen mit den verbrauchten, überlebten, abgestandenen Anschauungen des vergangenen Jahrhunderts. Begreifen Sie doch, daß diese Krise deshalb so groß und gefahrdrohend wurde, weil eine zwecklose Golddeckungsklausel eine wirtschaftstötende Kredit- und Diskontpolitik erzwang! Hier liegt fast der tiefste Grund für die Aussaugung des Landes, krönen Sie Ihren Plan, alle Kräfte der Nation zu ihrer Rettung zu mobilisieren dadurch, daß Sie den Kampf aufnehmen für eine neue Währungsordnung, die erst ermöglicht, alle arbeitslosen Kräfte voll einzusetzen! Ich erinnere Sie an die Engländer Soddy und Kitson, die auf diese Dinge schon lange hingewiesen haben, ich erinnere an alle die Namen, die ich in meinem Manuskript anführe ... helfen Sie dazu, daß dieser Würgestrick, den die Wallstreet um uns alle hält, zerrissen wird ..."

„Man wird uns das vom Ausland her nicht gestatten!

Die Golddeckung ist ausdrücklich im Youngplan vorgesehen!"

„Dann ergänzen Sie Ihre Arbeit, indem Sie zeigen, daß das Ausland uns planmäßig hindert, aus der Notlage zu kommen! Sie können damit einen weiteren Schritt tun, und aus der jetzigen verfahrenen Lage, wo Arbeiter gegen Bauern stehen, die gemeinsame Front nach außen entstehen lassen. Ohne Kampf nach außen werden wir niemals frei werden! Aber der Kampf muß so geführt werden, daß ein neuer und mitreißender Ruf zur Freiheit aller Völker von uns, von Deutschland ausgeht! Deutschland muß der Vorkämpfer werden für die wahre Freiheit der Nationen, die alle ausnahmslos der Wallstreet verfallen sind. Sie alle werden mit der mittelalterlichen Psychose des Goldwahns in geistiger und wirtschaftlicher Abhängigkeit erhalten, ihnen allen droht dasselbe Geschick, das uns jetzt erfaßt. Wir müssen die Bahn brechen für eine neue und gerechtere Welt, für Sinn und Ordnung ... dann werden wir auch frei werden ... aber auch nur so!!"

„Ich werde Ihre Pläne prüfen, wenn wir diese Kampagne beendet haben ..."

Aber was sollte noch dieses Volksbegehren? Was sollte diese letzte Anspannung aller Kräfte? Die Wellen der Krise stürmten über die deutschen Lande, und sie brandeten höher und höher empor an den Pfeilern des Staates.

Die Grundpfeiler begannen zu zittern ... war das die Zeit für Reformen? Die Flutwellen stiegen unaufhaltsam.

Wann werden die Pfeiler einstürzen?

Wie lange hält der Frieden in diesem Deutschland?

Wie lange?

IV.

Wie lange hält der Frieden in diesem bedrückten Deutschland? Er bricht, sobald gröbere Fäuste an die Gurgel

dieses Staates greifen. Sie sind da ... wehe, wenn sie zupacken.

Klein, ganz klein fing es an. Der harmlose Franz Oberdiek, der da morgens flötend und summend aufstand, sein blaues Zeug anzog und in der Straßenbahn nach Tegel-Borsigwalde fuhr, um in den großen Werken der Texas A.-G. sein Tagewerk abzuschuften, würde wohl ungläubig gelacht haben, hätte ihm je einer gesagt, daß durch ihn diese Spannung, die überall im Lande aufwuchs, zum Ausbruch kommen sollte.

Mit Flöten und Summen und Singen und Lachen fing er des Morgens an. Und wenn unter Tage die Lippen verkniffen wurden, so doch nur, weil im Lärm und Hämmern und Kreischen der Drehbänke und Hobel, dem Rattern der Niethämmer und Dröhnen der Stanzen kein Raum mehr blieb für Summen und Flöten. Auch war das Arbeitstempo viel zu scharf für solche Spaziergänge der Seele. Da stand er, ruhig, still, fast bedächtig in aller Hast, und seine grauen Augen waren ganz festgesogen an seinem Stück Arbeit. Ein Handgriff folgte dem anderen, exakt, gemessen, fast langsam, aber jeder Handgriff saß. Was er anfaßte, das hielt er fest, und wenn er etwas losließ, dann war es fertig. Niemand wohl setzte den Bohrer so gelassen an wie er, er kniff das linke Auge ein wenig zu, wie der Jäger, wenn er über Kimme und Korn blickt, legte den Kopf ein wenig schief, griff zu, hob an, und schon fraß die gierige Stahlschneide sich in das Metall, Späne über Späne quollen hervor, und wenn er absetzte, dann war das Stück Arbeit geschafft.

Das war der eine Franz Oberdiek.

Der andere Franz Oberdiek war nur am Sonnabend und Sonntag da. Da gings den ganzen lieben langen schönen Tag mit Flöten und Pfeifen. Draußen, im Wald, draußen,

am Wasser. Ein Stückchen Niedersachsen war um ihn, wenn er da allem Lärm und aller Hast entflohen war. Da kam so etwas durch von den Oberdieks, die da hinten in der Heide gesessen hatten; die hatten auch immer Zeit gehabt und waren immer besinnlich und bedächtig gewesen. Es gab ja soviel zu sehen, und bei allem etwas zu denken. Man mußte nur Augen haben! Am Sonntag, da hatte er seine grauen Augen weit auf, da beobachtete er, da dachte er nach, und tausend Fragen standen auf, wenn er den brenzlichen Duft sonnenbeschienener Kiefernhalden einsog.

Dieser Franz Oberdiek schlummerte nur in der Woche.

Die Texaswerke haben ein höllisches Tempo im Leibe. Das laufende Band frißt die Arbeit weg, und immer wieder und immer wieder kommt es an und schreit: Hier bin ich, greif zu, schlaf nicht, pack an! Da heißt es sich regen, sonst folgt die letzte Lohntüte bald ...

Die Yankees greifen entschlossen zu, sie wissen die Prozente zu erjagen. Jag mit, und wenns um wenige Groschen ist. Du magst nicht? Dann geh. Die Welt ist weit, und Hunger gibts genug. Deine Kumpels kommen schon von selbst, denn Geld lockt, sie brauchen es ebenso wie du.

Sie jagten mit, die Kumpels vom Westen, die blonden Söhne der Heide, die aus Oberschlesien, aus Ostpreußen ... was halfs? Man war da, man wollte leben! Tempo, Tempo! Und doch ist manches anders. Ist doch nicht einer wie der andere. Schlag einen Niedersachsen — versuchs!! Er ist nicht immer verträumt! Er kann auch anders!

Da war John Smith, Vorarbeiter, Werkmeister. Im wilden Westen war er groß geworden, hatte Ellbogen bekommen, war jäh und hart und schnell mit der Faust, wo der Revolver nicht ratsam war. Ein Meter 85 ist eine hübsche Größe, und Arme und Brust paßten dazu. In

seinem Raubvogelgesicht lag Falte an Falte, und der Kaugummi wanderte Tag für Tag von einer Backe in die andere. Die Hemdsärmel waren immer hochgekrempelt, und das nicht nur, damit sie bei der Arbeit nicht störten — o no! — es war immer gut, wenn man gleich mal mit einem uppercut oder einem Kinnhaken dienen konnte. Paß auf! boy! Hier sind die Worte selten, die Hände sitzen locker und sind schnell zur Faust geballt.

Dieser ausgelaugte John Smith und dieser kindäugige Franz Oberdiek trafen aufeinander.

Den genauen Grund wußte keiner zu sagen. Plötzlich war es da. Drei Mann hatte John Smith schon nach und nach rausgesetzt, wenn ihm etwas nicht paßte. Ein Nicken mit dem Kopf, so lässig nach schräg hinten über die Schulter, etwas ganz undeutliches hervorgekaut zwischen Zähnen und Kaugummi, allenfalls eine kurze Bewegung mit dem Daumen ... entlassen. Er konnte das, denn Tausende lauerten auf die lohnende Arbeit in den Texaswerken, und für Gemütsweichheiten hatte die Direktion blutwenig Verständnis. Tempo, Tempo, Maulhalten und Zupacken, das wollte sie, alles andere war gleich. Und John Smith hatte Zug in seiner Abteilung.

In der Pause kam Franz Oberdiek dran. Entlassen! Geh! Mit großen Augen sah er John Smith an. Warum denn? Er hatte doch nichts verkehrt gemacht? Grinsen in ledernen Zügen war die Antwort. Knarren einer vertrockneten Stimme. „Ich verstehe nicht, was soll ich getan haben?“ John Smith reckte sich ganz lässig ein wenig, hob die Hände aus den Taschen, nahm Franz Oberdiek beim Rande des blauen Kittels und schob ihn beiseite. „Geh!“ sagte er, und hielt ihm eine seiner Schwergewichtsfäuste einen halben Meter vor das Gesicht. Franz Oberdiek wurde plötzlich blaß, ganz weiß, bis unter die Haare. Ein Zittern

lief durch seine Glieder, mit Augen, die schwarz wurden, blickte er Smith an. „Loslassen!“ sagte er leise, ganz leise. „Loslassen!!“ wiederholte er, noch leiser, und ein drittes Mal murmelte er, ganz dicht an Smiths Indianergesicht, dies eine Wort „loslassen.“ Und als ihn Smith einfach beiseite schob, da griff Franz Oberdiek zu. Er klammerte sich um diese Hand, die seinen blauen Kittel hielt, griff zu, griff sehr fest und sagte noch einmal „Loslassen!!“ Aber jetzt klang es schon drohend ...

Da saß ihm die Faust von John Smith in der Magengrube.

Er taumelte zurück, sein Gesicht verzerrte sich, mit einem Ruck riß er die Hand von seinem Kittel, schwer atmend stand er dem anderen gegenüber. Und plötzlich war seine Faust geballt und landete im gleichen Augenblick mit unheimlicher Gewalt im Gesicht des Amerikaners.

Wie schnell das alles ging. Smith lag am Boden, aber er sprang sofort wieder auf, in Boxerstellung ging er auf Oberdiek los. Wenige Sekunden, und sie waren ineinander verbissen. Schlag folgte auf Schlag, Smith blutete aus der Nase, Oberdieks Auge verklebte von Blut, und plötzlich sank Franz Oberdiek zusammen, ein wildes Feuerwerk tanzte vor seinen Augen, die Fabrikhalle drehte sich rasend, die Fenster, die Decke entwichen vor seinen Augen, und dröhnend fiel er hintenüber ... ein Brausen verschlang ihn.

Sein Nebenmann sprang herzu, wollte ihm helfen. Ein anderer sprang auf, Wasser zu holen. Doch mit dröhnender Stimme stellte Smith sich in den Weg. „An die Arbeit! Hier gibts keine Zeit zu vertrödeln! Los!“ Die Kollegen stutzten ... Da packte Smith den ersten und schob ihn zurück. „Geh!“ brüllte er. Sein Gesicht zuckte in auflodernder Wut, er wischte sich das Blut mit dem Ärmel beiseite. Und als der Angebrüllte noch zögerte, als er noch auf den

ohnmächtigen Franz Oberdiek starrte, gab Smith ihm einen harten Schlag.

Da lag er am Boden. Über ihm kniete ein Mann mit geisterhaft blassem Gesicht. „Du Aas, du Hund!" schrie er, und seine grobe Rechte sauste in das blutverschmierte Gesicht, „du dreckiges Schwein, du Luder! Da hast du einen, und noch einen, du verdammte Kanaille!" Schlag auf Schlag traf das verzerrte Ledergesicht.

John Smith hatte seinen Meister gefunden.

Die Motoren begannen zu summen ... aber niemand begann zu arbeiten. Die Dreher, die Schlosser standen und starrten wortlos auf diesen Ausbruch urwüchsiger Wut ...

Ein Vorarbeiter drängte sich vor: „Schluß hier! Aufhören! Laß den Mann los!! An die Arbeit!" und er drängte die Nächststehenden beiseite. Aber er zuckte zurück, als er in eine Front von drohenden Augen sah. „An die Arbeit!" schrie er, rot schoß es in seinen Augen hoch, „an die Arbeit!!" Aber da trat Max Schilinski ganz dicht an ihn heran, und mit Nachdruck sagte er, langsam, unheilbrohend, Wort für Wort: „Du kannst auch gleich eins in die Schnauze kriegen, verstehst du?" ...

„Schlag ihm doch in die Fresse!" rief irgendwer ...

„Raus mit den Hunden!" schrie ein anderer ...

„Schnauze halten!" wurde dem nächsten Werkmeister entgegengebrüllt, als er sich einmischen wollte.

Und viele hundert Fäuste ballten sich in den Hallen der Texaswerke.

Im Nu war die Nachricht im Werk verbreitet. In wenigen Augenblicken ruhte die Arbeit überall. Die Motoren hörten auf zu summen, die Bohrer hörten auf zu knirschen. Die Arbeit ruhte ...

Aufruhr.

Die Werkpolizei griff ein.

Haben die Amerikaner wohl eigentlich das Recht, Polizeibefugnisse ausüben zu lassen? Sie halten sich Wächter. Wächter, mit Gummiknüppel, mit Revolver, bärenstarke, riesenhafte Kerle, die sorgen für Ordnung. Sie kennen keine internationale Solidarität des Proletariats, sie kennen sie drüben in Amerika nicht, sie kennen sie hier in Germany nicht. Sie sind bezahlt, für Ordnung zu sorgen, und sie sorgen für Ordnung.

In einer halben Stunde ist das Werk geräumt.

Mit Gummiknüppeln geräumt.

Braune und blaue Flecken gibt es dabei, und Beulen über Beulen. Und ein Schuß geht auch mal los, und wenn der irgendwo in warmes Fleisch fährt, daß hellrotes Blut hervorschießt — Ordnung muß sein. Da standen die Arbeiter, die Schlosser und Dreher, draußen. Die Tore waren geschlossen, Flüche und Drohungen prallten an leblosen Mauern ab.

Als die Ansammlung sich nicht verlief, kamen zwei Mannschaftsautos mit Schupo gefahren, sie sprangen herab vom Wagen, sie riefen: „Straße frei! Bitte weitergehen!" und sanfter Druck half nach. Sanfter Druck und deutscher Gummiknüppel. So verlief sich die Menge.

Aber wo sie hinkam, da lief die Nachricht mit: Aussperrung! Werkpolizei! Aufruhr!

Die Nachricht lief durch die große Stadt, in Keller, in Höfe, die Treppen hinauf, durch die Untergrund, auf die Bahnhöfe, in die Kaffees, in die Banken, in die Amtsstuben. Sie rannte durch den Draht hinaus ins Land, schwirrte mit Funken um die Erde. Sie tönte durch den Rundfunk in jedes Dorf, in jede Stadt, sie hastete in die Redaktionen Europas. Sie wuchs empor in den Redaktionen Amerikas ...

Im Krankenauto lag Franz Oberdiek, lagen drei seiner Arbeitskollegen.

Noch immer war es dunkel um ihn. Ganz leise nur dämmerte Denken auf. Wald und Wasser und Stahl und Dröhnen tanzten bunt durcheinander, über roter Heide flimmerte bläulicher Dunst, ein zarter Hauch von Blüten und reifenden Feldern spielte um ihn, und auf einmal stand vor ihm ein Gesicht wie Leder, ein verwittertes Raubvogelgesicht, höhnisch sagte eine vertrocknete Stimme „Geh!“ ... und da schoß Blut hervor, rotes, warmes, klebriges Blut. Seine Faust krampfte sich, er fuhr sich über die Stirn ... da wurde er wach, und er sah mit Ekel seine blutige Hand an.

Sie hoben die Bahre auf und trugen ihn ins Krankenhaus.

Die Zeitungsverkäufer rannten durch die Straßen des abendlichen Berlin. „Aufruhr in Borsigwalde! Die gesamte Belegschaft ausgesperrt! Werkpolizei räumt den Betrieb!“ ... „Ein Proletarier niedergeboxt! Unerhörter Terror der Automagnaten!“ ... Und überall griffen gierige Hände nach den Blättern, überall knüpften sich Gespräche an. „Ist das nicht eine unerhörte Schweinerei? Wie lange wird die Regierung das mitansehen? ... Regierung? Das glauben Sie wohl selbst nicht, daß die Regierung etwas tun wird? ... nur das Proletariat selbst kann hier helfen ...“

Protestversammlungen ...

Nervosität in allen Amtsstuben.

Die Werke der Amerikaner, die Werke der anderen Ausländer in Deutschland beginnen allmählich sehr unbequem zu werden. Was bleibt denn noch von den Errungenschaften der neuen Zeit, wenn diese Leute einfach überall brutal aussperren, überall einfach zupacken? Und was soll man gegen sie tun? Sie sind unfaßbar. „Denken Sie bitte, Herr Minister, an die Sache mit dem Westag-Konzern ...

wir können unter keinen Umständen einen neuen derartigen Konflikt brauchen." Der Minister wußte das auch ...

Wer hat die Macht in Deutschland? Die Regierung? Diese verhängnisvolle Frage wurde überall gestellt. Hatte sie die Macht, die Werke in Borsigwalde wieder zu öffnen? ...

* *

*

Den Texaswerken war eigentlich dieser kleine Zwischenfall sehr gleichgültig gewesen. Sie hätten am nächsten Tage die Tore wieder öffnen können, und alles hätte seinen gewohnten Gang genommen. Aber es war sowieso eine Umstellung des Betriebes geplant gewesen, und da nun einmal ausgesperrt war, ließ man das Werk geschlossen. Man wollte sich auf neue Typen umstellen, und das erfordert etwa 2—3 Wochen Zeit. So lange können die Werke geschlossen bleiben ... und wenn die Arbeiter denken, das sei ihretwegen, nun gut, mögen sie das denken ... was machte das der Verwaltung aus, wenn die Arbeiter sich Gedanken machten? Denken ist Privatvergnügen ...

So lagen die Dinge.

In den geschlossenen Hallen in Borsigwalde herrschte keineswegs Ruhe. Nur wurden jetzt keine Autos gebaut, dafür wanderten neue Bohreraggregate ein, neue laufende Bänder wurden montiert, Berge von Rohmaterial strömten herbei, alte Vorräte wurden abgestoßen, o, es herrschte ein reges Leben und Treiben. Die besten Spezialisten aus USA. waren zur Stelle, und von Tag zu Tag veränderte der Betrieb sein Gesicht. Die Arbeiter? Nun, mochten sie eine Weile stempeln gehen. Deutschland sorgte ja so schön für seine Erwerbslosen. Wenn die Tore sich wieder öffneten kamen sie wieder, hatten ein wenig nachdenken können über den Unterschied zwischen den hohen Löhnen bei den Texas-

werken und dem kümmerlichen Brot des Stempelganges. Hatten ein wenig nachdenken können über den Segen der Gewerkschaften und der Betriebsräte, die in alles hineinreden wollen und doch nichts auszurichten vermögen, wenn Mister Withmann etwas anders machen will. Vielleicht ganz gut, wenn mal solche kleine Lektion erteilt wird. Einmal mußten sie ja doch sich gewöhnen daran, daß außerhalb dieses bißchen Deutschland anderer Wind wehte, und daß dieses Draußen ein wenig mehr zu sagen hatte als alle deutschen Meinungen und Theorien und Behörden und Ämter und Verbände.

So lagen die Dinge.

Aber wer weiß, wohin die Flut eilt, wenn sie erst einmal emporgesprungen ist?

Sie eilte dahin, unaufhaltsam.

Daß in den nächsten Tagen Protestversammlungen in allen Ecken Berlins stattfanden, das regte niemand auf. Nu schön, das kam öfters vor. Daß ein Proteststreik ausbrach, ein kleiner Demonstrationsstreik, für einen Nachmittag, das mochte hingehen. Man zog mit roten Fahnen durch die Straßen, vorneweg fuhr Schupo mit Pistolen, hinterher fuhr Schupo mit Pistolen, an den Seiten gingen Schupos mit Pistolen. Die Revolutionäre waren gut behütet, gegen Angriffe von draußen und gegen eigenwillige Tollheiten. Man sah nicht danach hin, man wartete, daß die Straße wieder frei war, und ging seiner Wege.

Da aber kam der Zusammenbruch einer großen Berliner Firma. Er lag schon lange in der Luft, aber gerade jetzt war er da. Und zu den paar tausend Ausgesperrten in Borsigwalde kamen neue 2400 Arbeitslose. Das war ein Tropfen Öl in schwelendes Feuer, und es leckte empor, gierig, wie jedes Feuer.

Und plötzlich war der erste offene Konflikt da.

Am Herrmannplatz war ein Zusammenstoß erfolgt, die Schupo hatte den Gummiknüppel angewandt, die Menge war auseinandergestoben, hatte sich schreiend geflüchtet.

Da fiel ein Schuß.

Niemand wußte, woher.

Die Pistolen fuhren aus den Futteralen, die Salve krachte. Wollten sie in die Luft schießen, wollten sie treffen? Wer weiß das alles, wenn in Bruchteilen einer Sekunde hundert Bilder vorüberrasen.

Menschenleer lag der Platz. Im großen Kaufhaus Karstadt staute sich eine erschreckte, zitternde Menge. Nach allen Richtungen eilten die Menschen davon, und wo sie hinkamen, kam die Nachricht hin: Die Schupo schießt! Blut! Blut!

Der Mann dort zuckte zusammen — Blut! Blut?? — Die Schupo schießt!! Das also ist das Ende? ...

Seit vielen Wochen war er ohne Arbeit. Das drittemal schon ... Nach hundert vergeblichen Wegen um Arbeit greift dumpfe Müdigkeit ans Herz. Nach dumpfer Müdigkeit kommt bitterer Groll. Aus Groll wird düsterer Haß. Das liegt wie Sprengpulver, tief verborgen, man rührt nicht daran, man will es nicht wissen, man will nicht daran denken. Man fährt in den Wald, legt sich in das Gras, schaut in den Himmel und döst. Nicht denken, nicht denken ...

Aber wehe, wenn das Denken mit brutaler Gewalt herausgerissen wird! Wehe, wenn plötzlich die Fesseln reißen und all die unheimliche Erbitterung hervorbricht! Wehe! Hundert vergebliche Wege — das ist Gift, das frißt sich ein, und da bricht es aus: Es ist doch alles umsonst, das ganze Leben hat keinen Sinn, mag es zum Teufel gehen!!

Was weißt du, Stefan Obornik, von den Zöllen Amerikas, von den Preisen Deutschlands, was weißt du von den

Fabriken, die in Chile, in Argentinien, in China, in Indien, in Paraguay aufwachsen? Du siehst sie nicht, du kennst sie nicht, du hörtest nie von ihnen. Du wurdest groß in Kattowitz, du kamst nach Berlin, denn deine Heimat Oberschlesien gibt wenig Brot, seit Polen sich die besten Happen nahm ... Was weißt du, Stefan Obornik, von dem großen Wallstreetgeschäft, das in aller Welt spielt? Was weißt du, Stefan Obornik, von Deutschlands Schuld und Deutschlands Geldnot? Wer sagt es dir, warum dies alles so zusammenkam, daß du, du Stefan Obornik, nun dasitzt und keine Arbeit findest? Du siehst die reichen Juden des Kurfürstendamms im Auto fahren, du kommst am Sonntag in die blendende Kolonie Grunewald und meinst, daß alle alles haben, nur du nicht!

Du weißt zu wenig von dieser Welt, und wenn dus wüßtest, würdest du nicht glücklicher sein. Das alles ist so teuflisch verwickelt, man sieht nicht durch, man weiß nicht, was hinter allen diesen Dingen ruht, was sie treibt, was sie hält. Du siehst nur, daß jeder Gang um Arbeit, um dies bißchen lumpige Arbeit, umsonst ist, man will dich nicht, Stefan Obornik, man braucht dich nicht! Was du auch schaffen magst, man will es nicht ...

Du siehst nur, was am Ende bleibt, die Lohntüte, die Stempelkarte, den Flurnachbar, den Gerichtsvollzieher, das siehst du ...

Und da steht der Schupo, und der ist dir am nächsten.

Was der will, das mußt du tun.

Wenn der schreit „Straße frei!", dann mußt du laufen wie ein Hase auf der Jagd. Und wenn das Blut in den Schläfen tobt, wenn das Herz hämmert, lauf, was du kannst!

Wehe, wenn die Gedanken mit Gewalt herausgerissen werden! Es ist doch alles umsonst, das ganze Leben hat keinen Sinn, mag es zum Teufel gehen!

Da sprang Stefan Obornik den Schupo an wie ein wildes Tier, riß ihm die Pistole fort, da hatte er sie ... der Teufel kümmere sich um alles andere.

Der Schuß krachte.

Ein Polizist drehte sich um sich selbst, knickte in den Knien ein, torkelte, sackte zusammen, fiel auf das Pflaster.

Schuß!

Schuß!

Wer schießt? Wer schreit? Wer ist getroffen? Was soll das alles? Man hört die Schüsse fünf Straßen weit, man stutzt, bleibt stehen ... Schüsse ...

Es laufen viele Stefan Oborniks umher ...

Es gibt Waffen!

Barrikaden!

Blut!

Die Revolte ist da!!

Am Abend ist ein Stadtviertel abgeriegelt, MG knattern, Handgranaten krachen in dunklen Straßen, Scheinwerfer leuchten auf, suchen Hausdächer ab, blitzen in leere Fenster, zack-bum peitschen Karabinergeschosse die leeren Straßen entlang ... Straßenbahnen stehen mit zersplitterten Fenstern da, irgendwo ... aus zerschossenem Autokühler tropft letztes Wasser, in sicheren Hinterzimmern sitzen ängstlich geduckte Menschen, zucken zusammen, wenn messerscharfer Knall aufgellt, wenn knackendes Metall an Kalkwände spritzt.

Aufruhr!

Gegen wen?

Gegen den Hunger ...

Bethlehemsteel ist billiger als deutscher Stahl, Ford ist billiger als Maybach, deutsche Rasiermesser machen an Amerikas Zollmauern Halt, Argentinien baut selbst Maschinen. Man braucht uns nicht, man will uns nicht, man

baut und schafft selbst, was man benötigt. 3 Millionen Stefan Oborniks sind rein überflüssig, denn Indios und Yankees, Chinesen und Südafrikaner wollen selbst Arbeit haben. Ihr schießt gegen den Hunger — aber ihr trefft ihn nicht. Er sitzt draußen, weit weg, jenseits der Grenzen, von dort kommt er, dort wächst Weizen und Korn, dort stehen Hunderttausende von strotzenden Rindern auf satter Weide, dort sind Milch und Käse und Eier — aber sie sind nicht für euch, und auch für Maschinen, für Rasiermesser und Aspirin bekommt ihr sie nicht, denn auch dort sind Hunderte und Tausende, die arbeiten wollen, und man gibt ihnen die Arbeit zuerst.

Sehe jeder, wo er bleibe ...

Stefan Obornik bleibt im Schauhause, bis seine Leiche freigegeben wird, und neben ihm bleibt der Schupo, den seine Kugel traf, und da liegt mancher Stefan und August und Karl ... und sie liegen weit von Hunger und Not ... die Reihe wird größer, wird länger, denn in dunklen Straßen zuckt gieriges Eisen, schwirrt lechzendes Blei ...

Aufruhr gegen den Hunger, gegen Arbeitslosigkeit, gegen Hoffnungslosigkeit.

Ausbruch der Hoffnungslosigkeiten ...

Fragt sie nicht, wofür sie kämpfen! Nach hundert vergeblichen Gängen springt wilde Wut empor: Das Leben ist doch umsonst und vertan, mag es zum Teufel gehen!

Ein Damm noch hält die rote, die blutrote, die brennend rote Flut: Die paar Mark, die dieser Staat den Arbeitslosen zahlt. Wenig ist's, man wird nicht reich dabei, und lange währt die Freude auch nicht. Doch langt's zur Not fürs allerletzte, man bringt die Tage hin und bleibt am Leben ...

Gewiß: Manch einer ist genügsam, will nicht viel. Ist froh, wenn er nichts tut, und dennoch etwas hat. Aber viele

sind es, und die guten, da lastet es schwer, bitter, dies Wort: arbeitslos. Das sind die, die 'rauswollen, die arbeiten wollen, die bitter darüber sinnen, warum denn keine Arbeit? Zwei Arme, gesund und stark, zwei Fäuste ... und niemand will sie!

Wehe, wenn dieser Damm Risse bekommt. Man trägt die Ungewißheit, wenn man noch hofft, noch hoffen kann auf bessere Tage, daß einmal wieder Aufstieg winkt. Wenn aber von morgen an die graue Ausweglosigkeit da ist, unabwendbar ...?

Dann!

Die Not hob sich aus ihrem verschlafenen Versteck ... sie fühlte ihre Stunde kommen.

* * *

Zweimal hatte man in diesem Jahre schon den Beitrag zur Arbeitslosenversicherung heraufgesetzt, das erstemal um 1 Prozent, das zweitemal um 1½ Prozent ... die Finanzen der Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung waren immer noch nicht in Ordnung, der Etat balanzierte nicht. Die Schläge in der Stahlindustrie, im Ruhrkohlenbergbau hatten gut getroffen, die Arbeitslosenzahl war in allen Industrien gestiegen, sie stieg weiter, die Krise wuchs ...

Man zahlte die Unterstützung aus den letzten flüssigen Mitteln des Reiches ... von Woche zu Woche hielt man den Damm gegen die rote Flut notdürftig aufrecht.

Dennoch wurde die Lage unhaltbar. Man brauchte Geld für Gehälter, für alle die vielen unaufschiebbaren Aufgaben des Reiches. Man sah sich nach Geldquellen um.

Aber woher Geld?

Die Reichsbank wies darauf hin, daß sie laut Bankgesetz nicht mehr als 400 Millionen Reichsschatzwechsel annehmen dürfe, und diese Summe war erreicht. Eine Anfrage bei

der Reparationsbank ergab, daß von dieser Seite keine Erleichterung zu erwarten war. Der Betriebskredit der Reichsbank, der in Höhe von 100 Millionen und auf höchstens drei Monate gegeben werden durfte, war längst in Anspruch genommen worden. Unverzinsliche Papiere durfte niemand in Umlauf bringen, auch die Regierung nicht ...

Alle Auswege verbaut.

Und die neue Rate Unterstützung mußte gezahlt werden.

Es wurde ernst.

Man zahlte das nächstemal nur 60 Prozent der Unterstützung aus. In den verantwortlichen Stellen wartete man nervös auf das Ergebnis. O, sie wußten wohl, was das heißt, wenn plötzlich nicht mehr der schlimmste Hunger gestillt werden kann. Da geht mancher auf die Straße, der sonst daheim blieb, und steht murrend vor den Gebäuden, darin die Minister beraten ... was zum Teufel soll das alles? Haben wir nicht ein Recht, zu arbeiten? Haben wir nicht ein Recht, zu essen, wenn es auch nur wenig ist? Gebt uns Arbeit, gebt uns Brot! Unsere Kinder wollen auch leben, unsere Kinder wollen auch satt sein, unsere Frauen härmen sich von früh bis spät ... soll für uns nur noch der Gashahn bleiben?

Da standen die dichten Haufen vor den Ämtern und starrten auf die kümmerlichen paar Mark, die sie nun glücklich hatten. Zum Kotzen! Man sollte den Bettel den Kerlen gleich in die Fresse schlagen! Was soll man denn mit diesem Dreck anfangen? Heh?

So lief es von Mund zu Mund.

Willem Gragert konnte nun sein ferneres Schicksal bedenken. Hatte er nicht seine Haut treu zu Markte getragen für diese Republik? Im Reichsbanner war er hundertmal mit aufmarschiert, hatte einen langen Riß im Rücken, da war der Dolch von einem Genossen von Rotfront hinein-

gefahren. Er war treu dabei geblieben ... man weiß doch, wo man hingehört. Ja aber zum Henker, was ist denn schließlich noch die Republik, wenn jedes Essen aufhört? Viel will man ja schon nicht mehr, aber leben — das Recht zum Leben hat doch jeder.

Jeder!!

Und nicht nur die da ...

Willem Gragert dachte den Gedanken noch nicht zu Ende. Noch zuckte er zurück. Aber als er abends am armseligen Tisch saß und das kümmerliche Brot stand vor ihm, und er mochte nicht essen, so hungrig er war, und als er da wehmütig bitter das Radio, den billigen, selbstgebastelten Radioapparat anstellte, bald zum letztenmal, denn die 2 Mark im Monat würden wohl auch unterbleiben müssen ...

Da kniffen sich seine Lippen ganz eng zusammen.

Was? Was war das?

Er hörte hin ...

Irgendein offizieller Mann sprach da, sprach von den Sünden der Vergangenheit, von der Krise, die Deutschland durchmachte, nur vernünftige Besonnenheit kann uns retten! Die Republik braucht in diesem kritischen Augenblick mehr als je die opferbereite Hilfe der werktätigen Massen und Republikaner. Niemals, meine sehr verehrten Damen und Herren, dürfen wir vergessen, wer uns denn in diese trostlose Lage hineingeführt hat! Die junge deutsche Republik hat von dem alten System eine entsetzliche Erbschaft übernommen, und vergessen Sie bitte nicht, welche ungeheure Aufbauarbeit inzwischen geleistet worden ist! Nur treues Festhalten an der Republik sichert den werktätigen Massen Arbeit und Brot, nur die Republik wird uns zu Freiheit und Wohlstand führen. Es gilt, den Kopf klarzuhalten, allen Hetzereien der Katastrophenpolitiker zum Trotz! ...

Da griff Willem Gragert mit einem Ruck den Apparat, riß das Fenster auf und schleuderte den Kram in die dunkle Nacht hinaus.

Das ganze Leben ist nutzlos und vertan, mag es der Teufel holen!

Am folgenden Zahlungstag wurden nur noch 40% der Unterstützung ausgezahlt ...

Die Zeitungen hatten nicht Platz genug, um alle Meldungen über Zusammenrottungen und Krawalle zu bringen.

Es wurde ernst.

Sehr ernst.

Wo bleibt die Liebe des Reichsbannerkameraden zur Republik, wenn sie ihn hungern läßt? Bevor der Tag kam, an dem das Reichsbanner die zum erstenmal ganz ernsthaft bedrohte Republik hätte verteidigen können, war es in seinen Grundfesten erschüttert.

Gebt uns Brot! Gebt uns Brot! Das war der Schrei.

Schweigen war die Antwort.

Ein Damm noch hatte die rote Flut aufgehalten, die paar Mark Unterstützung. Er wurde kleiner, er riß.

Die rote Flut rollt an!! Die Republik ist in Gefahr!!

Hatte Deutschland je derart überfüllte politische Versammlungen gesehen, wie in diesen Tagen? Die Parteien riefen, und sie kamen, die Massen der Großstädte, die Arbeiter auf dem Lande, die Proletarier in den kleinen Städten. Sie kamen und hörten ...

Noch nie hatte Deutschland solche politische Erregung erlebt. Von Hunderten und Tausenden von Rednerpulten herab sprachen Kommunisten, sprachen Nationalsozialisten, sprachen Bürgerliche, sprachen Jungdeutsche, sprachen Frontsoldaten, sie alle sprachen ... und die eine Frage ging durch aller Köpfe: Was soll werden?

In Neukölln knatterten immer noch die Schüsse, es war immer noch nicht gelungen, des ersten Aufruhrs Herr zu werden. Die Polizei durchsuchte die Häuser, kam in die Wohnungen, wühlte Betten und Schränke durch, suchte auf Böden, in Schornsteinen, in Kellern, in Höfen voller Gerümpel und Unrat ... aber immer wieder fielen Schüsse von irgendwoher ... der Aufruhrherd war nicht beruhigt. Es war eine Zeit, in der Tatsachen eindringlicher sprachen als tausend Agitatoren ...

Es wurde ernst!

Die Republik ging ihrer Feuerprobe entgegen.

Die Parteien der Mitte berieten, es mußte etwas geschehen. Es mußte den Katastrophenpolitikern von links und rechts eine wuchtige Front entgegengestellt werden, sie mußten erkennen, daß die Massen, die sich die Republik erwählt hatten, nicht gewillt waren, ihren Staat so leichten Kaufes wieder zu verlieren. Einmal mußte ja das Einsehen im Ausland kommen, was alles für Europa hier in Deutschland auf dem Spiele stand! Wehe, wenn die rote Flut die deutschen Grenzen überschwemmte! Dann gab es in ganz Europa kein Halten mehr. Es ging der Entscheidungsstunde der westlichen Zivilisation entgegen. Es galt, auszuharren, es galt, Nerven zu behalten, es galt, der Welt zu zeigen, daß Deutschland noch Hunderttausende, Millionen von Bürgern hatte, die gewillt waren, die gemeinsamen Belange der europäischen Kulturwelt zu verteidigen. Einmal mußte das Ausland erkennen, was hier auf dem Spiele stand, mußte erkennen, daß hier in Deutschland das demokratische Prinzip verteidigt würde, und daß diese Bastion nicht fallen dürfe! —

Und so marschierte, als die Krawalle vor den Arbeitsämtern immer zahlreicher und wilder wurden, das Reichsbanner auf zu einer gewaltigen, wuchtigen, eindrucksvollen

Demonstration ... Gegen Faschismus, gegen Bolschewismus, für europäische Vernunft und europäische Solidarität!

Sie traten an.

Allein Berlin brachte an die hunderttausend auf.

Es war ein wundervoller Anblick, als die endlosen Reihen antraten, als sie sich in militärischer Ordnung formierten, als die Kommandos über die Plätze schallten. Die Republik ging ihrer Feuertaufe entgegen.

Voran das Trommler- und Pfeiferkorps, voran die entrollte schwarzrotgoldene Fahne, Windjacke und Koppel, so zogen sie daher. „Es ist ein herrlicher Anblick", schrieb die Vossische Zeitung, „diese ruhigen, ernsten, würdigen Massen zu sehen, die zum Bewußtsein ihrer Verantwortung für die Sache der deutschen Republik erwacht sind. An diesem Wall bewußter Staatsbürger werden sich die Wogen maßloser Hetze brechen. Mein Vertrauen in die unerschütterliche Gesundheit des deutschen Volkes war niemals so groß als im Augenblick, da solche disziplinierten Massen in gemessenem Gleichschritt durch die Straßen dieser Stadt schreiten ..."

So eilte die Vossische Zeitung hinaus ins Land ... noch roch die frische Druckerschwärze ...

Vor dem einen großen Zug des Reichsbanners fuhr ein Panzerauto, am Ende des Zuges fuhren zwei Schupomannschaftswagen. Karabiner, Maschinenpistolen, Maschinengewehre, Pistolen unterstrichen den würdigen Ernst der Massen, die zum Bewußtsein ihrer Verantwortung vor der deutschen Republik erwacht waren.

Die Menge stand schweigend.

Kein Zuruf flog den Marschkolonnen entgegen. So ging es durch das Zentrum der Stadt, im Bezirk der Bannmeile, die nur dem Reichsbanner freigegeben wurde. Allen anderen Verbänden war längst jeder Aufmarsch verboten worden.

Und da geht der Gruppenführer August Meinhard, Windjacke und Koppel ... mit düsterem Blick geht er dahin ...

Wohin gehst du? ...

Zehn Jahre vor dem Kriege hast du im stillen die Faust geballt, hast du dich vollgesogen mit dem Haß gegen den Militarismus, mit dem Haß gegen den Polizeistaat, zehn Jahre vor dem Kriege hast du gewartet auf den Tag, da diese verfluchten Reste mittelalterlicher Barbarei verschwinden würden. Du warst Soldat im großen Kriege, du machtest mit, weil es sein mußte. Aber als dein Parteigenosse Noske zu den Waffen rief, da bliebst du fort: Auf Arbeiter schießen?! Wir sind keine Bluthunde der Reaktion ...

Wohin gehst du, August Meinhard? Du gehst als Gruppenführer hinter Trommlern und Pfeifern, du gehst hinter Panzerautos und Maschinengewehren, um für diese deutsche Republik zu demonstrieren ...

Da fährt das Panzerauto, du kannst es gut sehen! Sein Maschinengewehr steckt die Schnauze heraus, droht allen, die Feinde dieser Republik sind: Wehe euch!

Und da siehst du auf einmal, wie etwas von einem Dach geflogen kommt, ein Packen, ein Paket, es fliegt im Bogen durch die Luft, es fliegt auf das Panzerauto zu, es fällt und verschwindet. Und auf einmal zerreißt ein wütender Krach die Luft, das Panzerauto fällt auf die Seite, eine hohe Stichflamme schießt heraus. Das war eine geballte Ladung Ekrasit, August Meinhard ...

Die Menschen stieben auseinander ... vom Mannschaftsauto der Schupo knattert eine rasende Salve, Schreien, Befehle, Schüsse, alles tobt wild durcheinander. Die Kolonnen des Zuges sind zerfetzt, die Gruppen lösen sich auf, springen in Hausflure, stehen zwischen zitternden Frauen, weinenden Kindern, fluchenden Männern. Rechts und links, an den Hauswänden, stehen die Schupos, halten den ge-

ladenen, entsicherten Karabiner hoch, auf die gegenüberliegenden Häuser gerichtet, da starren die Maschinenpistolen, da lauern die Handgranaten. Was tust du hier, August Meinhard? Du stehst gegen das Volk, du bist der Verbündete der Polizeibanditen. Dafür hast du 30 Jahre gekämpft, du Proletarier, du Sozialist ...

Vom Dache streicht die Garbe aus einer Maschinenpistole. Beißend knattert die Salve der Schupo herauf. Von einem anderen Dach fällt eine Handgranate, ein Polizist sackt zusammen, bleibt liegen. Haustüren werden aufgerissen, Polizisten stürmen die Treppen hinauf, Polizisten erscheinen auf den Dächern. Peitschender Knall von Spitzkugeln pfeift die Straßen entlang, Handgranaten krachen, und auf leerer Straße liegen Männer, liegen Frauen, stöhnen, wälzen sich, werden stumm.

Was tust du hier, August Meinhard?

Ist das deine Republik?

Im Hausflur steht Meinhard zwischen fremden Männern. Er ist allein. Wo blieb seine Gruppe? Und er blickt sich um: Da starren ihn düstere Augen an: „Du Schwein, da sieh dir deine Republik an, da sieh dir deinen Sozialismus an ... so stillen deine Leute den Hunger! Da sieh hin, dort liegen sie und schreien und stöhnen, daß das Blut in den Adern erstarrt, hör's dir nur an, Mann, das ist deine Republik! Was hast du damit zu tun? Heh? Warum reißt du nicht das schwarzrotgoldene Blech von deiner Mütze? Haben sie dir Brot gegeben? ..." August Meinhard drückt sich in die Ecke, draußen rast der Tod des Straßenkampfes.

Straßenkampf! Wer? Gegen wen?

Fragt sie nicht!! Fragt sie nicht!! Sie kämpfen, weil Ausweglosigkeit sich gegeneinander stemmt — irgend etwas muß geschehen!!

Irgend etwas muß geschehen! —

Etwas geschieht.

Die Kämpfe ziehen sich hin, mit Handgranaten, mit Maschinengewehren, mit Panzerautos, mit Feuerüberfällen vom Dach, mit Barrikaden. Bald tacken hier harte Schüsse, bald krachen dort Detonationen. Für den internationalen Sozialismus ... für die deutsche Republik.

Das Reichsbanner zieht kein zweites Mal auf. In ihren kargen Wohnungen sitzen die Männer, stieren auf den Tisch, zucken zusammen, wenn draußen Eisen und Blei gegen mürben Kalk klatscht, stieren auf das bißchen Brot, auf das kümmerliche bißchen ... Republik? Da draußen tobt eure Republik, weil sie nicht mehr weiter weiß, da draußen stillt sie den Hunger ...

* *
*

Die einen kämpfen für die internationale Solidarität aller Werktätigen. Die anderen warten, bis es dunkelt ... die Straßenlaternen sind längst zerschlagen, ein bläulicher Schimmer flackert müde hinter Glassplittern. Die Nacht kommt, die Nacht, die alles verhüllt. Die Nacht, in der uralte Ahnungen aufwachen ... Ahnungen, Instinkte, böse und gute ...

Die einen kämpfen für die internationale Solidarität der Werktätigen aller Welt ...

Die anderen kämpfen um Beute.

Nicht überall kann Schupo sein, nicht überall stehen spanische Reiter über leere Straßen hinweg. Und da sind Geschäfte! Lebensmittel liegen dort, ungeheure Mengen! Dort findest du, was du wohl suchen magst!

Stemmeisen dringt in Türspalte. Steine fliegen in Schaufenster. Und ehe das Klirren die nächste Patrouille herführt, haben gierige Hände ergriffen, was sie suchten.

Für das Recht der Werktätigen kämpfen die einen.

Für freies Fressen und Saufen, für freie Begierden die anderen.

Dort im Westen wohnen die reichen Börsianer, die Spekulanten, die Nutznießer, denen geht es gut, wenn auch alle anderen hungern. Auto, Villa, Luxus, soviel du magst.

Sie saßen so oft im Kino, wenn wieder einmal ein Russenfilm lief: Zehn Tage, die die Welt erschütterten! Da raste Beifall aus brillantenblitzenden Logen, da stieg das Hoch auf die Sowjetunion brausend empor! Die rote Flut, die alle alten Dämme zerreißt, das Morgenlicht der Freiheit, das Frührot der neuen Zeit, hoch!! So saßet ihr! Ja. Und mit funkelnden glühschwarzen Augen saht ihr, wie die Männer der harten Faust anrückten, um den ganzen erbärmlichen Bettel der bourgeoisen Gesellschaft hinwegzufegen ...

Ihr braucht nicht mehr ins Kino zu gehen, ihr habt das Kino im Hause. Was sind das für Gestalten, dort im Dunkel? Wer kommt in den Garten? Wer drischt an die Tür, daß die weiten Räume dröhnen und beben? Die rote Flut ist's, die rote Flut ist da! Tür auf!! Schlagt sie doch ein!! Aha, ihr fetten Fresser, was sitzt ihr da an vollen Tischen? Gebt her, ihr Hunde! Gebt her! Wir wollen fressen! Steh nicht so dämlich da, du Luder, schaff ran! Jetzt sind wir die Herren!

Heimkino ...

Sie saufen, sie fressen, sie gröhlen, und wenn sie voll sind, werfen sie Flaschen in hohe Spiegel und kotzen auf kostbare Teppiche. Drüben aber schimmert etwas hell in die Nacht, zuckt rot, sprüht Funken ... Feuer! Und die Wirte wider Willen werden noch etwas bleicher ...

Freies Wohnen, freies Fressen, freie Begierden ... das kleine Küchenmädchen fühlt ebenso lüsterne Blicke wie die

schlanke dunkelhaarige Tochter ... grobe Fäuste greifen zu ... Zornröte flammt auf im Gesicht des Hausherren. Er springt vor, tritt in den Weg, er hebt die Hand, er schiebt seinen schützenden Arm vor, er stellt sich vor erblassende, zitternde Frauen ...

Da saust ein vergoldeter alter Leuchter auf seinen kahlen Schädel ...

Er liegt auf dem Teppich, aus der Wunde sickert langsam rotes Blut, die Hand ist noch geballt, aber sie greift nicht mehr zu, sie hilft nicht, sie hindert keine gierigen Fäuste.

So hattest du dir den Anbruch einer neuen Zeit nicht gedacht ...

Von fernher knattert Kampflärm herüber. Dort stehen sie auf Barrikaden, liegen hinter Bodenluken, dort krampfen sich Fäuste am Stiel der Handgranate, dort kämpfen sie für ihren blutrot leuchtenden neuen Tag, dort wollen sie die Entscheidung um eine Welt erzwingen.

Hier aber wird billige Beute verteilt.

In Berlin tobt Aufruhr in allen Stadtteilen. Die Schupo hält, so gut sie kann. Aber was ist das für ein Kampf? Du weißt nicht, wer gegen dich steht. Dort geht ein Mann über die Straße, den Kragen hochgeschlagen, er verschwindet in jenem Haus. Wer ist es? Hat er Waffen? Man faßt diesen, man stellt jenen, man untersucht die Taschen, man klopft den Anzug ab, fühlt von außen ... keine Waffen. Aber kann er nicht geschossen haben, vor zwei Minuten? Wird er nicht schießen in zwei Minuten? Man weiß das nicht. Es sieht einer aus wie der andere, und faßt du zu, so sind es Unschuldige.

Das ermüdet, das macht nervös, das ist aussichtslos.

Noch arbeiten einige große Werke in den Berliner Vororten, in Tempelhof, in Mariendorf. Aber was ist das für eine Arbeit? Sie horchen, ob sie wollen oder nicht, hinaus,

und ihre Gedanken sind bei dem fernen Krachen und Knattern. Wo wird das alles enden? Sie stehen über die Arbeit gebeugt und danken dem Schicksal, daß sie am Freitag wieder einmal das bißchen Lohn nach Hause bringen werden. Vielleicht nicht lange, und auch hier werden die Tore geschlossen werden?

Und plötzlich greift die Revolte weiter ... die Schupo hält nicht mehr überall. Sie ist übermüdet, sie kann nicht überall sein, sie müßte mehr Ablösung haben ... und da brechen die ersten wohlformierten roten Kolonnen hervor, sie nehmen den offenen Kampf auf, sie fegen ganze Straßenzüge von den Hütern der Ordnung frei, sie dringen vor nach Mariendorf, sie dringen in die letzten Fabriken ein, darin noch Motoren brummen und Transmissionen laufen, sie reißen die Sicherungen heraus, sie legen die Betriebe still. In einem Werk will die Belegschaft weiterarbeiten. Was nützt ihnen diese Revolte? Zu Hause sitzen Frauen, zu Hause warten Kinder auf den Vater, und der Vater wird das bißchen Geld bringen, und die Mutter wird dafür das bißchen Essen kaufen ... Was, ihr wollt hier arbeiten? Ihr wollt hier stumpfsinnig weiterschuften, ihr Drückeberger! Raus aus dem Betrieb, auf die Straße! Nehmt Waffen in die Hand ... und als sie sich sträuben, beginnt eine sinnlose Verwüstung. Die Maschinen werden demoliert, die Fenster werden zerschlagen, die Vorräte werden in Brand gesteckt, und einige, die dem Wahnsinn Halt gebieten wollten, liegen mit zerbeultem Kopf unter den zusammenstürzenden Trümmern der brennenden Fabrik ... Da mag das Telephon schrillen, soviel es will — hier kommt keine Schupo mehr her, um dem Zerstörungsrausch zu steuern ...

Im Osten, im Norden wird sie abgedrängt. Das Polizeipräsidium am Alexanderplatz wird abgeriegelt, die Roten schließen es ein und beginnen eine regelrechte Belagerung.

Ein Panzerauto versucht, das Haus zu befreien, aber es verbeißt sich in hartnäckige Barrikadenkämpfe und kommt nicht durch.

Noch hält die Absperrung den Westen, das Zentrum frei, noch bringen die geschlossenen Formationen der Roten nicht durch, noch sind es nur einzelne Plünderer, die hinter der Polizeifront ihr Unwesen treiben. Noch ist der Reichstag behütet, noch sitzen die Abgeordneten beisammen, um dringende Arbeiten zu erledigen ...

Der Tumult im Reichstag ist ungeheuer. Kommunisten werfen Tintenfässer, sie brüllen und fluchen, sie schlagen die Pultdeckel im Takte, kein Mensch kann sein eigenes Wort verstehen. Vergebens sucht der Präsident durchzudringen, es ist alles umsonst. Sie stürmen auf die bürgerlichen Abgeordneten zu, sie schlagen sie ins Gesicht, sie treten sie in den Rücken, sie gröhlen und schreien ... und von den Tribünen johlt der Beifall einer fanatischen Menge herunter.

Soeben will der Präsident die Tribünen räumen lassen, er erwägt, wie er sich Gehör verschaffen kann, er spricht leise mit dem Reichskanzler, er stellt anheim, ob nicht vielleicht die Sitzung geschlossen werden und der Saal von Polizei geräumt werden soll —

Da auf einmal liegt drückende Stille im großen Saal. Die Abgeordneten horchen auf ... Schüsse ... wieder Schüsse ... kein Zweifel, man hört hier Schüsse, was ist das? Auf einmal ist die Nachricht da: Die Absperrung ist durchbrochen, der Reichstag ist in Gefahr! Und plötzlich fährt klirrend der erste Schuß in die Glaskuppel über dem großen Sitzungssaal.

Da springen sie auf, stürzen hinaus, raffen ihre Mäntel, ihre Hüte, ihre Aktentaschen, sie drängen sich in den Gängen, sie alle haben nur einen Wunsch: Fort von diesem Ort des

Wahnsinns, niemand will sein Blut für die Sache des Parlaments verspritzen.

Als sie über die Stufen des Reichstages forteilen, knattert die erste Salve in die Flüchtenden hinein, und in dem eilenden Schwarm stürzen hier, dort, einige Gestalten. Blut sickert über die Stufen des Parlamentes ...

Am Reichstag flattert die rote Fahne!

An den Stufen des Reichstages klebt rotes Blut!

Die rote Springflut stürmt die Hauptstadt dieser Republik!

V.

Unter einem strahlenden Augusthimmel fegte die rote Flut unwiderstehlich über alle Dämme. —

Aber das Land hielt.

Der Bauer hielt.

Es ist das ewige tiefe Geheimnis des Bauerntums, daß sein Schicksal das Schicksal der Nation ist. Im Heimatboden wurzeln beide.

Was hätte die rote Flut ihnen geben können? Nichts. Sie konnte nur kommen, um zu nehmen, sie konnte nur kommen, um Brot und Fleisch zu holen, damit die neuen Herren ihre Versprechungen von Freiheit und Brot einlösen konnten ... denn das ist ihre Sorge immer und überall: Die vielen Mägen füllen, die nicht hungern wollen. Die vielen satt machen, die sich aufbäumten gegen einen hilflosen Staat, weil er ihnen nicht genug zu essen gab. Die Bauern wußten, daß ihnen das neue Regime nichts geben, aber sehr viel nehmen würde. Und sie wollten sich nichts nehmen lassen.

Und so wuchs die Landfront auf. Sie stellte alle Männer zur Verfügung, die gebraucht wurden, wenn irgendwo die Wogen der roten Flut aufschäumten, sie griffen zu, ohne viel Bedenken, und an ihnen prallte die rote Welle ab.

Die Reichswehr trat an. Die Schupo allein konnte die Aufgabe nicht mehr lösen. Es ging nicht mehr ohne die Reichswehr.

Die Antwort war der Generalstreik in ganz Deutschland.

Die Reichswehr trat an, die Republik zu schützen, aber die Republikaner weigerten sich, für sie die Züge laufen zu lassen. Tausendmal waren die Grauen als Arbeitermörder verleumdet worden, jetzt versagten die Arbeiter den Dienst.

Kein Zug fuhr in Deutschland.

Auf Autos rollten die grauen Formationen heran.

Und sie schlossen das tobende Berlin ab.

Kein Zug ging mehr, kein Stück Brot kam nach Berlin. Der eiserne Ring legte sich um die rote Hauptstadt.

In Hamburg, in Essen flammten rote Aufstände empor. Aber überall schloß die Landfront die Straßen, und kein Stück Brot wurde in die Aufruhrherde gelassen. Wo rote Stoßtrupps anmarschierten, da trafen sie auf erbitterten Widerstand der Landfront. Schupo und Reichswehr hielten die Fronten.

Die Roten verloren das Spiel überall in wenigen Tagen.

Aber Berlin war rot.

Berlin blieb rot.

Der blutrote Tag war über der Hauptstadt angebrochen. Alle waren Feinde der roten Front, wer nicht erprobter Mann der K.P.D. gewesen war seit Jahren, der mochte sehen, wo er blieb. Sie waren alle Feinde des Proletariats, die Herren der S.P.D., ebenso wie die Demokraten, die Deutschnationalen, wie die Führer der Gewerkschaften. Ja, der Haß der ganz Roten gegen die Blaßroten war vielleicht noch größer als irgendein anderer Haß. Sie wußten sie zu finden, soweit sie nicht im letzten Augenblick geflohen waren, und sie kannten kein Erbarmen.

Aber sind das alles Kämpfer für eine größere Gerechtigkeit, für die Freiheit und Würde einer edleren Menschheit, die da antreten, um Rache zu nehmen für bange Jahre des Harrens und Schweigens? Die rote Front fand Bundesgenossen ... weit ab vom Arbeiter, vom Proletarier.

* * *

Sie waren wie Raubtiere im Käfig hin und her gelaufen, als sie die Schüsse hörten. Beim Knattern der Maschinengewehre, beim dumpfen Krachen der fernen Handgranaten waren sie zusammengezuckt, und sie hatten die Luft eingesogen, als sei plötzlich ein frischer Hauch von draußen zu ihnen hereingeweht.

Da auf einmal war der Kampflärm nähergekommen, ganz deutlich hatten sie die einzelnen Schüsse gehört, hart und hell fegten die Karabinerschüsse heran ... sie waren umhergerannt in den engen Zellen der Strafanstalt von Tegel ...

Und plötzlich flogen die Türen rasselnd auf, und vor ihnen standen die Befreier ...

Der riesenstarke Paul Morbach hatte den ersten, der ihm die Tür öffnete, an sich gerissen in wilder Freiheitsgier, er hatte ihn gepackt und geschüttelt, daß jenem der Atem verging. Dann war er mit einem wilden Schrei davongestürmt ... hinaus, hinaus. In die Freiheit! Herunter mit den Fetzen der Gefängniskleidung! Raus aus den Mauern ...

Da stand er in der Menge, seine Stimme trieb sie zusammen wie eine Herde. „Der erste, der auskratzen will, wird von mir über den Haufen geschossen! Ran an die Bluthunde!!" Und er führte seine Truppe ...

Freiheit! Freiheit!! Und nieder mit allen Hunden, die uns jahrelang knechteten!!!

Die erste Sorge jeder Revolte ist die Furcht vor der Gegenrevolution. Tausendfach laufen die Verräter herum, man muß sie fassen, man muß sie vernichten. Physische Vernichtung aller Feinde der Arbeiterklasse nennt die Tscheka der Sowjets diese wichtigste Aufgabe der protetarischen Revolution ...

Paul Morbach wandte sich dieser Aufgabe zu.

Wer bist du Hund? Du bist kein Prolet. Du bist ein Blutsauger, du bist ein Nutznießer. „Stellt ihn an die Wand, weg mit dem Hund!" Die Salve schießt dröhnend heraus, der Mann sinkt in sich zusammen. „Rein in das Haus, alles durchsuchen! ... Haltet den Kerl dort fest! ... Runter mit der Kanaille!" ...

Sie beginnen mit der physischen Vernichtung aller Feinde des Proletariats.

Ihr gingt in der hellen Sonne, indessen ich in dunkler Zelle tobte, ihr hattet alles, was ich entbehrte ... heute bin ich der Herr, heute halten wir Abrechnung. „Was bist du? Richter? Haha! Du hast uns in die Zelle geschickt, du hast uns die Freiheit gestohlen, heute kommst du ran ..." und er schlägt den Mann in das Gesicht mit dem weißen Bart, daß das Blut aus der Nase springt. Er tritt ihn und boxt ihn, und wenn der Mann stöhnend zusammenbricht, dann reißt er ihn hoch und hält ihm den Revolver an die Stirn. Aber er drückt nicht ab, er nimmt die Waffe höhnisch lachend fort und wirft den Zitternden in eine Ecke ... „Du kommst morgen dran, mein Jungchen ..."

Der kleine Beamte ist ebensowenig seines Lebens sicher wie der Budiker in seiner Kneipe. Der Gewerkschaftssekretär kommt an die Wand, ebenso wie der armselige Angestellte mit 190 Mark Gehalt. Wer fragt nach den Gründen, wer richtet, wer spricht Recht? Das Volk urteilt, Paul Morbach spricht Recht, und der erbitterte, der wilde

Haß der 6 Jahre hinter grauen Mauern ist sein Rechtsgrund. Sie alle lebten in Frieden, lebten in Freiheit, sie alle waren seine Feinde, denn niemand von ihnen kam, ihn zu befreien ... mögen sie jetzt die Fäuste ballen, wie er sie tausendmal in qualvoller Einsamkeit ballte, mögen sie jetzt zittern, wie er zitterte, als die Hand des Kriminalkommissars sich würgend um seinen Hals legte ... Paul Morbach kennt keine Bedenken hinsichtlich der kulturwidrigen Todesstrafe.

Die zweite Sorge jeder Revolte gilt dem Sattessen ... mögen die feisten Bürger verrecken vor Hunger, wenn nur die Revolutionäre zu essen haben. Sie sorgen, daß sie keinen Hunger leiden ...

Mit sorgenvoller Miene hatte Otto Ring sein Geschäft bedacht. Was waren das für Zeiten! Die Steuern hatten ihn gedrängt, daß er kaum noch aus und ein wußte, die Kunden waren weniger geworden in diesen Zeiten, und die da kamen, hatten billigere und einfachere Kost verlangt. Er hatte herangeschafft, was heranzuschaffen war, er hatte verkauft, was sie verlangten, und so eben hatte es gelangt für den eigenen Tisch, man war sattgeworden, ja, aber viel mehr blieb nicht übrig. Der Händler en detail in Lebensmitteln, Otto Ring, hatte mit sorgenvoller Miene sein Geschäft bedacht, er hatte die Stirn krausgezogen, als er an das Ende dieser Aufruhrtage dachte ... da würde er Monate zu knabbern haben, bis die Verluste ausgeglichen waren. Und wenn er nicht auf Pump verkaufte, jetzt, da seine Kunden kein Geld hatten, dann war er vielleicht ganz erledigt ... vielleicht würden sie dann später nicht wiederkommen ... O je, diese Zeiten ...!

Der Krach einer Handgranate dröhnte an sein Ohr ... und als er aufgeregt heranstürzte, sah er, wie durch die zersplitterte Tür Männer in sein Geschäft drangen. Er

sprang ihnen entgegen, er rief: Halt! er stellte sich in den Weg, er dachte an nichts, als daran, daß man ihm, der ohnehin schon dicht am Bankrott stände, doch nicht das letzte nehmen könne ... da traf ihn ein wüster Stoß vor die Brust, da krachte ein roher Schlag auf seinen Schädel, und im Umsinken sah er nur noch, wie die armseligen Reste seines Ladens von gierigen Händen durcheinandergeworfen wurden ... dann versank sein Bewußtsein in einem tiefen Brausen.

Der Gemüsekeller der Witwe Meier erleidet kein besseres Geschick. Die Feinkost- und Kolonialwarenhandlung von Buschkamp und Sohn entgeht nicht ihrem Schicksal. Was kümmert es die neuen Herren, daß hier arme Schlucker um ihr letztes zittern? Sie sind die Fetten, sie sind die Satten, her mit eurem Kram, wir wollen satt sein ...

Die Revolutionäre wissen, wie sie ihren Hunger bannen. Der Hunger der anderen ist ihnen gleichgültig.

Und wieder sitzen in dunklen Wohnungen angsterfüllte Menschen, ducken sich, rücken dichter zusammen, wenn das Schreien von draußen hereinhallt, sie zittern, sie hungern, und eine Hoffnung nur hält sie aufrecht ... einmal muß es vorüber sein!

Aber aus dunklen Nächten werden helle Tage, und sie schleichen hervor, sie hoffen, daß irgendwo etwas zu essen sein werde auch für sie. Aber sie mögen weit laufen, es ist nichts mehr zu finden. Die neuen Herren haben für sich gesorgt, denn sie wollen sich rüsten zum Angriff auf die Provinz ... dort werden sie ihren blutigen Sieg erringen, dort werden sie genug Nahrung finden, und wenn sie dort draußen gesiegt haben werden, dann ist der neue Tag über dem roten Sowjetdeutschland angebrochen.

Es lebe die Solidarität der dritten Internationale!

Nieder mit allen Feinden der Werktätigen!

Sie beginnen, ihre Truppen zu formieren. Sie rüsten sie aus, so gut es geht. Sie stellen Infanterieformationen auf, sie stellen Panzerzüge zusammen. Wo Stahlplatten fehlen, wird mit Zement ein Schutz geschaffen, die Lokomotiven werden unter Dampf gesetzt, Autos werden armiert ... Die Stoßkolonnen ordnen sich.

Draußen im Lande aber steht die Front, die da weiß, was sie will. Sie schließt den Ring um das rasende Berlin, und sie läßt kein Stück Brot in die Stadt.

Die Geschütze der Reichswehr stehen auf den Gleisen der großen Bahnen, die nach Berlin führen, die Sprenggranate liegt im Rohr, und heulend fährt sie heraus, als der erste rote Panzerzug einen Ausfall versucht. Auf den Chausseen stehen Minenwerfer, stehen Maschinengewehre, über die Straßen ziehen sich die Ketten von spanischen Reitern, in den Wäldern streifen die Patrouillen der Landwehren, die überall aus dem Boden gewachsen sind. In allen Dörfern sitzt eine Wache am Telephon, in allen Dörfern stehen Autos bereit, und wenn irgendwo ein Stoßtrupp anrennt gegen das Netz dieser Abwehrorganisation, dann summen die Telephone, dann rattern die Autos, dann ziehen sich die Maschen des Netzes zusammen.

Die Roten kommen nicht durch.

Hätten sie gesagt: Wir wollen den Widerstand des ganzen Volkes gegen die unersättlichen Nutznießer draußen ... in einer Front wären sie aufgestanden mit ihnen, die Bauern. Aber sie wollen den Bürgerkrieg, sie wollen den Klassenkampf ... da treffen sie auf den erbitterten Abwehrwillen des Landes.

In der Provinz flammten kleinere Aufstände empor. Mit harter Rücksichtslosigkeit wurden sie unterdrückt. Sie stellten dort draußen Gewalt gegen Gewalt, und sie hielten die Front.

Schon, als die ersten Meldungen aus Berlin in die Provinz liefen, wußten sie, daß es jetzt hart auf hart gehen werde, und sie waren nicht gewillt, der Gewalt zu weichen. Als die Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung fraglich wurde, hatten sie ein Hilfswerk organisiert ... Brot, soviel im Augenblick gegeben werden konnte, der schlimmste Hunger war gebannt. Aber nur unter dieser Bedingung gaben sie Brot, Kartoffeln, Fleisch: Sobald die erste Revolte ausbrach irgendwo, wurden rücksichtslos alle Lieferungen abgesperrt.

Da hatten die Revolutionäre gestanden und hatten voll Haß und Verachtung auf die Massen gesehen, die hingingen und Brot und Essen in Empfang nahmen. Der große Verbündete aller Revolutionäre ist der Hunger. Erst, wenn wühlender Hunger die Massen ergreift, sind sie bereit, den Parolen der Aufrührer zu folgen. Sie hatten die Wahl: Revolte und Hunger ... oder Ruhe und Essen. Sie hatten das Essen gewählt.

So blieben die Aufrührer in Berlin allein.

Sie rannten an gegen den unerbittlichen Ring der Landfront, aber sie durchbrachen ihn nicht. Sie beschlagnahmten, was in Berlin an Brot zu finden war, sie gaben den Kämpfern etwas und den anderen nichts. Aber sie brachen nicht durch, und schließlich war es zu wenig für alle ...

Sie funkten Hilferufe nach Sowjetrußland. Sowjetrußland wird helfen, Sowjetrußland wird den Genossen im roten Berlin zu Hilfe eilen. Die roten Bataillone werden anmarschieren, sie werden die Schlagbäume der polnischen, der litauischen, der lettischen Grenze hinwegfegen, sie werden vorrücken mit Tanks und Flugzeugen, werden in Gewaltmärschen heranrücken, und dann wird das verdiente Blutgericht über Deutschland hereinbrechen. Der Spuk der

Reichswehr wird zerstieben an den ehernen Kolonnen der Weltrevolution ...

Sowjetrußland wird helfen.

Es heißt aushalten bis zu diesem Tage.

Und wenn alle verhungern, die nicht zum roten Berlin gehören, die Freiheitskämpfer werden durchhalten.

Sowjetrußland wird helfen.

Der Entscheidungskampf um den europäischen Raum wird anbrechen. Die roten Formationen werden aufmarschieren, und kein Völkerbund wird es wagen, sie aufzuhalten.

Der blutrote Tag bricht an ...

* * *

Stunden und Tage hindurch steht die Welt vor einer ungeheuren Entscheidung. Soll der auflodernde Brand alle erfassen?

Niemand will einen neuen Weltkrieg. Wer weiß, wohin die Dinge treiben, wenn plötzlich wieder die Geschütze aufbrüllen? Wer weiß, welche glücklichen Länder in jammernde Wüsten verwandelt werden, wenn erst die Flugzeuge zu Hunderten und Tausenden dahinbrausen, beladen mit Sprenggranate und Giftgasbombe? Wer weiß, wo die Entscheidungsschlachten fallen werden? Niemand weiß das, und niemand wünscht den Krieg im eigenen Lande.

Wer weiß aber vielleicht auch genau, was im eigenen Lande vorgehen wird, wenn die Truppen an die Grenzen marschieren und in erbitterten Kämpfen zermürbt werden? Es gibt nicht mehr soviel Selbstverständlichkeiten, wie ehedem ... es gibt überall fanatische Rebellen, die da warten, daß der Zügel der staatlichen Gewalt lockerer gehalten werde ... dann werden sie hervorbrechen, um ihren Krieg zu führen, gegen die Paläste und Banken, gegen allen Wohlstand der anderen, und es wird ein Krieg sein, der

mit Raubmord und Plünderung böse Ähnlichkeit hat. Solange Ruhe herrscht und Frieden ist, mag es gehen. Was aber wird, wenn alle Fundamente der Staaten zittern unter den dröhnenden Schlägen an endlosen Fronten? Niemand weiß, was dann werden wird. Niemand will den Krieg.

So steht die Welt mit verhaltenem Atem und starrt auf das deutsche Drama, auf die Hungerrevolte, auf den Verzweiflungskampf im roten Berlin, um das rote Berlin.

Niemand will den Krieg.

Noch geht durch die Träume der weißen Menschheit das Erinnern an die Schrecken dieses letzten Krieges, noch sind Millionen, die da wissen, was Krieg heißt. Und sie danken für eine Wiederholung ...

Aber es wird ernst an dem Tage, da Deutschland rot ist, es wird ernst an dem Tage, da die Macht der Sowjets von Wladiwostock bis zum Rheine reicht. An dem Tage wird dem Westen die Waffe in die Hand gezwungen, dann muß er kämpfen auf Leben und Tod. So ist die Lage.

Im französischen Generalstab herrscht fieberhafte Geschäftigkeit. Ehe Rußland mit seiner Armee den roten Rebellen in Deutschland zu Hilfe gekommen sein kann, wird ein Wall modernster Kriegsmittel von Grodno bis Lemberg dastehen. Wenn der Konflikt unvermeidlich wird, dann gilt es, rechtzeitig zuzugreifen, denn wenn erst Polen überrannt ist, wenn erst die Sowjettruppen in Deutschland stehen, dann ist es leicht zu spät. Unerhört harte Maßnahmen werden vorbereitet, um jeden Versuch einer Revolte in Frankreich zu unterbinden ... man hat noch Erfahrungen vom Jahre 1917 ... man weiß, wie das zu machen ist. In einem großen Sprung können jeden Augenblick 2000 französische Flugzeuge über Deutschland hinwegbrausen, und 2000 Flugzeuge können der anrückenden Sowjetarmee emp-

findliche Wunden schlagen. An 10 Stellen können je 200 Flugzeuge Transportanlagen, marschierende Truppen, Depots und Bahnhöfe bombardieren, 200 Flugzeuge, und jedes trägt 20 Bomben ... das sind zweimal am Tage an 10 verschiedenen Stellen je 4000 Bomben ... das soll der erste Gruß des mächtigen Frankreich sein ... Und die Transportdampfer liegen bereit, liegen unter Dampf ... in derselben Zeit, da die russischen Truppen von der Grenze bis Warschau marschieren könnten, sind diese schnellen Transporter in Danzig, und sie werden dort Bataillone und Tanks ausspeien ...

In London herrscht volle Klarheit. Die ganze Ostseeküste liegt unter den Geschützen der englischen Flotte, und Unterseeboote und Minen können die schmale Russenküste blockieren. Elitetruppen liegen bereit, einzugreifen in Reval und Riga und Libau und Windau. Tanks können an der Düna herauffahren bis Dünaburg, und sie werden von der Flanke her den Aufmarsch der Russen stören. Aber Englands Hand reicht weiter als bis zum Baltikum. Wenn man schon in Afganistan einen König stürzen konnte durch Geld und Bestechung, wenn man schon in Syrien Aufstände entfesselte und unterdrückte mit klingender Münze, so kann man dasselbe auch in Turkestan, im Kaukasus und anderswo tun. Für Geld und Waffen ist mancher Aufruhr zu haben, und es sind genug der Aufruhrbereiten im weiten Reich der russischen Sowjets. In London herrscht Klarheit, daß man, sobald Rußland ernst macht, an allen Punkten schüren wird, daß überall Waffentransporte und Bestechungsgelder in Tätigkeit treten werden, und der Kampf gegen die Sowjets wird, wenn er unvermeidlich wird, mit allen erprobten Requisiten englischer Politik aufgenommen werden.

Der Kampf wird unvermeidlich, sobald die rote Armee

den deutschen Rebellen zu Hilfe kommt, sobald es um das Herz Europas geht.

In Washington sind die Pläne fertig. Sobald die Sowjets die entscheidende Auseinandersetzung wollen, rollen die Dollars nach dem fernen Osten Rußlands. Waffen und Geld stehen zur Verfügung, und bis weit über den Baikalsee hinaus wird Asien wiederum aufflammen, und China wird Geld und Waffen haben, um den verhaßten Sowjets an die Kehle zu springen. Wenn der erste Schuß fällt an einer der großen Fronten, wenn die Weltrevolution ansetzt zum großen Angriff auf den weißen Westen, wenn die Sowjetmacht sich anschickt, Deutschlands Industrie und Deutschlands Bataillone zu erobern, dann bricht der ganze künstliche Frieden in aller Welt auseinander, dann gilt es einen zweiten Waffengang auf Leben und Tod.

Der Kampf wird unvermeidlich, wenn der Angriff der Sowjets auf das Herz Europas beginnt.

Sie alle werden nicht für Deutschland kämpfen, nein. Sie werden kämpfen für sich selbst, für ihre Macht, für ihre Wirtschaft, und sie werden dafür kämpfen, daß Deutschland ihnen nicht entrissen wird. Denn Deutschland ist besiegt aus dem ersten großen Waffengang herausgekommen, und Deutschland soll die willfährige Beute des Westens bleiben. Deutschland ist ein Stein im Spiel der großen Politik, aber durch seine Lage ein sehr wichtiger ... man gibt ihn nicht freiwillig fort.

Was weiß der Mann, der dort in Mariendorf hinter der Barrikade hockt und aus dem erbeuteten Maschinengewehr feuert, was weiß Anton Berg von allen diesen Dingen? Er weiß nichts davon. Er sieht nur die verhaßten blauen Bluthunde, die grauen Reichswehrbanditen, vor sich, er denkt, es muß doch einmal anders werden. Er denkt, ich stehe hier und kämpfe für das herrliche, kommende

Sowjetdeutschland, und Millionen Genossen in aller Welt stehen hinter mir. Er drückt auf den Abzug, und prasselnd fährt die Garbe aus dem zuckenden Lauf, in kringelnden Wölkchen hebt sich blasser Wasserdampf aus dem Gummischlauch ... die Waffe wurde schon heiß vom vielen Schießen. Er geht nicht auf trübe Beutezüge aus, er ist der Bahnbrecher einer neuen Zeit.

Rotfront! schreit er, da zerspringt mit tosendem Krach die leichte Mine in der Barrikade, sie wirft ihn mit seinem Maschinengewehr in die Luft, sie schlenkert ihn bis an das nächste Haus ... und seine Gedanken versinken in einem grauen Wirbel ... er wird den Aufmarsch der roten Sowjetbataillone nicht mehr erleben.

Tausende hoffen auf die Sowjetunion.

Die Sowjetunion wird helfen, die Sowjetunion wird die roten Bataillone der Weltrevolution in Marsch setzen, und dann wird der ganze faule Zauber der deutschen Geldrepublik zusammenbrechen, wird fortgefegt werden ... der leuchtend rote Tag wird anbrechen über dieser Erde ...

Täglich übermittelt der stärkste russische Sender die Grüße der Proletarier Rußlands, täglich hören die Kämpfer, daß Millionen klassenbewußter Proleten in allen Ländern auf sie blicken, daß sie die Pioniere der Weltrevolution sind, daß in ihrer Hand das Schicksal der Welt liegt, daß sie die Freiheit der Arbeitenden und Ausgebeuteten erkämpfen.

Täglich funkt der stärkste Sender der Sowjetunion heiße Mahnrufe hinüber nach Deutschland, hinüber nach den verbissenen Kämpfern hinter Barrikaden und auf Dächern ...

Tausende hoffen auf die Sowjetunion.

Auf dem roten Platz in Moskau marschieren die Demonstrationen auf, sie tragen große Schilder, sie protestieren gegen den weißen Terror der deutschen Arbeiterverräter. Sie tragen Galgen mit im Zuge, und an diesen Galgen

hängen Puppen ... Hindenburg und Severing, Pfaffen und Großagrarier, und Sprechchöre dröhnen den fremden Botschaftern ihren Haß- und Blutspruch in die Ohren. Die Tanks der roten Armee rasseln in langer Reihe vorüber, die Batterien der roten Armee paradieren, die Infanteriebataillone treten an. Flugzeuge brausen über dem Platz, die Sowjetunion zeigt ihre Machtmittel. Im Radio Moskau schildert ein Sprecher in begeisternden Worten den Aufmarsch der Bataillone, der werktätigen Massen, und in Berlin hocken sie am Kopfhörer und am Lautsprecher, sie ballen die Fäuste und murmeln: Die Sowjetunion wird helfen, wartet, der Tag ist nahe! Es lebe die internationale proletarische Weltrevolution! Sie springen auf und rufen: Rotfront!! Sie werfen die Handgranate und wissen: Tage noch, und die Freiheit ist da.

* * *

In Moskau tagen die Sowjets.

Hinter geschlossenen Türen wird die Lage beraten.

Die Frage lautet: Können wir eingreifen? Lohnt es sich? Oder ist das Wagnis zu groß?

Die Weltrevolution steht auf dem Spiel, das wissen sie alle.

Und diese Revolte kam unerwartet.

Die Sowjetherren hatten diese große Revolte in Deutschland wirklich nicht gewollt.

Sie lieben es, wenn alle anderen Staaten in ständiger Furcht vor kommunistischen Unruhen leben, zwar drohen sie gern jeden Tag, morgens, mittags, abends mit der Weltrevolution, die alle Länder überfluten soll, die alle in ihrem gierigen Rachen verschlingen wird. Aber es gibt auch noch andere Dinge auf dieser Welt, als Marxsche Theorie und unentwegten Kommunismus.

Da ist der ferne Osten. In Sibirien liegt Gold, in Sibirien liegen zahllose, unermeßliche Bodenschätze. Jedes Land könnte sie gebrauchen. Noch hält Rußland seine Hand über jene Gegenden. Noch müßte ein Krieg angezettelt werden, wollten die anderen jene Schätze an sich reißen. So ist dort im fernen Osten ein Schwebezustand, niemand will den ersten Schuß tun. Aber wenn einmal die Sowjetunion in einen großen Krieg auf Leben und Tod verwickelt werden sollte, wenn die Bataillone der roten Armee in einen Kampf gegen die gesamte Welt gesandt werden sollten, wenn auf den Schlachtfeldern Europas die Millionen des kapitalistischen Westens antreten sollten gegen die Millionen der Sowjetunion, dann wäre der Augenblick gekommen, da im fernen Osten Japaner und Chinesen zugreifen könnten, dann würde amerikanisches Kapital genug Hilfsmittel liefern zu einer kurzen, entscheidenden Besitzänderung im fernen Osten. Wie aber steht es in Turkestan? Hat nicht Sowjetrußland erst mit Blut und Tränen den Freiheitswillen der weiten turkestanischen Gebiete gebrochen? Glimmt nicht im Kaukasus im geheimen der Wille zum Aufstand gegen das bis in den Tod gehaßte Sowjetregime? Warten nicht in Georgien die Verschwörer auf den Tag, da keine roten Truppen anrollen werden, wenn die Fahne des Aufruhrs über den georgischen Bergen flattert? Überall an den Grenzen der Sowjetunion ist der Haß gegen Moskau größer als die Liebe zum Sowjetstaat, überall ist es nur die wohlbegründete Furcht vor dem Lockspitzeltum der Sowjetagenten und Kommissare der GPU, die den Willen zum Aufstand dämpft. Überall liegt der Schatten der roten Armee auf dem Lande, und nur dieser Schatten hält alle in Bann. Wehe, wenn die rote Armee vor Warschau steht, und wenn tage- und wochenlange Kämpfe mit Tanks, Giftgas und Trommelfeuer ver-

nichtende Lücken in die roten Verbände reißen. Wehe, wenn vom Norden und Osten und Süden und Westen die Bataillone der westlichen Zivilisation anmarschieren, wenn ihre Flugzeuge heranjagen, wenn ihre Bomben in die roten Feldlager fallen, wenn die Tanks der Tommis und Amerikaner den weiten Schützenlinien der Weltrevolutionäre entgegenrollen, und wehe, wenn dann nicht in wenigen Tagen, in ganz wenigen Wochen die rote Flut alle Feinde des jungen Sowjetstaates hinwegfegt! Laßt nur die ersten Nachrichten über Mißerfolge in die weiten Ebenen Asiens eindringen! Laßt nur das Bewußtsein dort draußen aufspringen, daß die rote Armee fern ist und der Sowjetagent alleinsteht! Nehmt der Idee der Weltrevolution ihre Macht in den weiten Flächen Asiens ... und in grauenhaften, erbarmungslosen Vergeltungen werden die Köpfe der Sowjetkommissare fallen, nicht einer wird dem asiatischen Blutgericht entrinnen. Ihr wißt es wohl, ihr Herren des Kreml, welche unheimlichen Kräfte dort draußen schlummern, ihr wißt wohl, wie notdürftig ihr mit raffinierter Intelligenz und brutaler Gewalt die geheimnisvollen Dämonen Asiens niederhaltet ... nehmt die Macht fort, und eine Sturmflut wird alles vernichten, was ihr bautet!

Das wissen die Männer der Weltrevolution.

Aber sie wissen mehr.

Sie wissen, Rußland ist noch immer das Land des ewigen Bauerntums. Sie wissen recht gut, wie dünn die künstlich gewebte Decke ist, die eine Sowjetzivilisation über diesen unerschütterten ewig-russischen Grund breitete. Ja, einmal war der russische Bauer euer Bundesgenosse, euer Helfer, euer Retter. Damals, als der Wahnsinn des Zarenkrieges gegen Deutschland zusammenbrach am Wall der deutschen Feldgrauen, damals, als der russische Bauer müde war des aussichtslosen Ansturms gegen Hindenburgs Linien, damals,

als im russischen Hauptquartier die lähmende Gewißheit umging, daß alles umsonst sei, weil deutsche Truppen und deutsche Führung unbesiegbar waren, damals wollte der Bauer nach Hause, und ihr sagtet ihm: Geh!

Da ging er ...

Da brach euer Gegner, das alte Rußland, zusammen, weil der Bauer gelernt hatte, nein zu sagen. Damals verspracht ihr dem Bauern Land, und damit alles, was er je nur wollte. Da war er euer Freund, da war er euer Bundesgenosse. Da siegte euere Revolution durch ihn, mit ihm. Das war die große Stunde, da der gewaltige Gleichklang auftönte zwischen eurer These und der ewigen russischen Sehnsucht nach Acker und Korn und Frieden.

Was aber kümmert den Bauern heute euere Weltrevolution? Sie kam zu ihm als Land — da war er euer. Aber dann kam sie mit Steuern, mit Abgaben, mit Fortnahme von Korn und Vieh, mit Proletarisierung und Zwangskollektivwirtschaft, und da verlort ihr hundert Millionen Freunde im eigenen Land. Da stand eure Sache nur auf den Bajonetten der roten Armee und dem unzerreißbaren Netz der GPU. So ist eure Lage ... ihr wißt das sehr wohl. Was kümmert den Bauern am Ural, den Bauern am Don, den Bauern an der Wolga, in der Krim, in der Ukraine eure Weltrevolution? Sie ist ihm ein Dreck, wenn er Land hat. Was kümmern den russischen Bauern die Arbeiter der Berliner Knorrbremse A.-G.? Was kümmern ihn Aufstände in Hamburg und Essen? Er hat sein Land, und wünscht nur noch, daß ihr ihn ganz und gar in Frieden laßt auf diesem seinem Lande mit allen Theorien ... Das ist alles.

Laßt die rote Armee marschieren ...

Und zu den Flammen im Kaukasus, in Georgien, in Turkestan, im fernen Osten kommen die Flammen im

Herzen des Mütterchen Rußland. Ganz Asien ist bereit, auch eure Zivilisation zu verschlingen, wie es die Zivilisation des Zarentums verschlang. Den Adel, die Gutsbesitzer, das Zarentum fraß der unersättliche asiatische Rachen. Glaubt ihr, daß er Halt macht vor einigen Tausend Sowjetkommissaren? Hofft ihr, daß er gerade euch verschonen wird?

Ihr glaubt das nicht, ihr hofft das nicht, ihr wißt, daß eure Herrschaft und eure Pläne zersplittern werden an dem Aufbrüllen der asiatischen Dämonen, wenn ihr eure Macht fortnehmt, wenn ihr sie in den Entscheidungskampf schickt gegen den kapitalistischen Westen ... das wißt ihr.

Deshalb wollt ihr die Entscheidung nicht.

* *
*

Die Sowjetherren hatten diesen großen Aufstand in Deutschland wirklich nicht gewollt. Sie lieben es sehr, wenn alle Staaten in ewiger Furcht leben vor dem roten Terror, wenn sie in ewiger Unruhe leben, sie lieben es, wenn die Arbeitslosen auf die Straßen gehen und demonstrieren, sie lieben es auch, wenn Blutopfer dargebracht werden für den internationalen Sozialismus der Sowjetunion. Aber sie haben kein Interesse daran, alle ihre Positionen aufs Spiel zu setzen, und die Herrschaft über Rußlands weite Ebenen ist ihnen wichtiger als eine sehr zweifelhafte Erbschaft in Deutschland.

Und so marschierte die rote Armee nicht.

Die Welt ging ganz dicht an einem neuen Weltkrieg vorüber, aber er brach nicht aus ... denn niemand wußte, welches Ende er wohl nehmen würde, und niemand wollte das Schicksal leichtfertig herausfordern. Es stand zuviel auf dem Spiel, auch für den Kreml ...

Die roten Stoßkolonnen rannten gegen den Ring der Reichswehr an, und sie verfingen sich in dem Netz, den das Land um die hungernde Hauptstadt gezogen hatte. Es kam kein Brot hinein, und damit war das Schicksal des roten Aufruhrs besiegelt.

Es kam der Tag, da die roten Bataillone rücksichtslos in die hungernde Menge feuern mußten, und sie schossen umsonst. Wieder sickerte rotes, klebriges Blut über Berliner Asphalt ... der Tod hatte in diesem Sommer eine reiche Ernte. Aber auf die Dauer wird mit blauen Bohnen kein Hunger gestillt. Und die rote Front brach zusammen, als der Ansturm von außen einsetzte, und als in Berlin verzweifelte Bürger mit verzweifelten Arbeitern zusammen aufstanden gegen die rote Herrschaft.

Das Ende war grauenhaft.

Ohne Erbarmen wurden die roten Kämpfer, wo man sie faßte, erschossen. Die Wut und der Haß der hungernden Bevölkerung war grenzenlos geworden ... ein Blutgericht von entsetzlichem Ausmaß fegte die Reste der roten Herrschaft in Berlin hinweg, und mit endlosem Jubel wurden die einmarschierenden Befreier begrüßt. Sie kamen, und mit ihnen kam Brot ...

Es war nicht viel, denn Deutschland stand in seiner schwersten Krise, aber es war wenigstens etwas ... und so war es doch viel nach diesen Tagen des Hungers und Entsetzens.

Es kam aber keine nationale Diktatur. Sie waren alle froh, daß das Schlimmste verhindert war, und wieder saßen im Reichstag die Vertreter der Fraktionen. Sie erhoben sich zu Ehren der Toten des Parlaments, sie erhoben sich zu Ehren der Toten des Volkes. Sie amnestierten alle Untaten dieser Tage. Dann traten sie in die Beratung der Lage ein.

Deutschland hatte die Zahlungen aussetzen müssen. Der Sonderausschuß der Tributbank hatte getagt. Was würde er verkünden?

VI.

Der Herbst war gekommen ... die Tage wurden kürzer und blasser. Die Wälder wurden bunt und wurden fahl, die letzten Blätter lösten sich im Winde und wirbelten zu Boden. Naßkalte Winde wimmerten in endlosen Nächten um stille Häuser. Und die in den Häusern saßen, gingen mit sorgenvoller Miene umher ... noch zitterte in ihnen das Grauen der vergangenen Monate nach ... wozu? Wozu?? Wozu war das alles gewesen? —

Die Reparationsbank hatte ihren im Youngplan vorgesehenen Sonderausschuß einberufen, als die deutsche Regierung den Zahlungsaufschub angemeldet hatte, und dieser Sonderausschuß hatte untersucht, wie der Youngplan auf Deutschland anzuwenden sei.

Als die Ruhe, die dumpfe Ruhe der Hoffnungslosigkeit über dem deutschen Lande lag, als die Gräber geschlossen waren und die Tränen versiegten, da wurde das Ergebnis der Untersuchungen des Sonderausschusses der Bank für internationale Zahlungen bekanntgegeben.

Wird die Last Deutschlands erleichtert werden? Wird das Ausland einsehen, daß es so nicht weitergeht? Werden sie alle begreifen, daß Anarchie und Chaos und Verzweiflung einziehen werden im Herzen Europas, wenn diese unheimliche Bedrückung einer großen Nation nicht genommen, nicht wenigstens gemildert wird?

So fragte man sich in Deutschland, als der Sonderausschuß sein Gutachten den Regierungen Englands und Frankreichs und aller anderen Gläubigerstaaten überreicht

hatte. Eine ganze Woche noch konnte man Mutmaßungen anstellen, denn eine Woche dauerte es, bis der Text des Gutachtens auch in Deutschland bekannt wurde.

Dann wußte man auch hier, was der Sonderausschuß verkündet hatte, und es war, als sänke eine zermalmende Last auf das deutsche Volk hernieder.

Denn der Sonderausschuß betonte, daß an eine Verminderung der deutschen Last schon deshalb nicht zu denken sei, weil ja im Youngplan ausdrücklich und in feierlicher Weise eine endgültige Verpflichtung übernommen sei, und es würde unlösbare Konflikte heraufbeschwören, vor allem in Hinblick auf die Kommerzialisierung der deutschen Schuld, wollte man etwas von ihr ablassen ...

Aber der Sonderausschuß legte auch nüchtern und sachlich dar, daß keinerlei Anlaß bestände, die deutschen Lasten zu vermindern, denn Deutschland sei sehr wohl imstande, seine Verpflichtungen zu erfüllen ...

Es bedürfe hierzu nur einer entsprechenden Verminderung der deutschen Einfuhr, dann würde bei gleichbleibender Ausfuhr der Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr groß genug sein, um in der für den Youngplan vorgesehenen Zeit die Aufbringung der Devisen zu ermöglichen ...

Die Verminderung der Einfuhr sei aber ohne weiteres zu erzielen, wenn Deutschland seine Lebenshaltung entsprechend einschränke, wenn es auf übermäßigen Verbrauch von Lebensmitteln aus dem Auslande verzichte ...

Dieser Verzicht könne aber sehr einfach herbeigeführt werden, wenn man die Gehälter und Löhne in Deutschland verkürze. Das Reich könne seinen Beamten entsprechende Abzüge auferlegen, und sie würden voraussichtlich nicht rebellieren, denn sie hätten ja immer noch eine reichlich angenehme und wenigstens sichere Existenz. Für die Arbei-

terschaft bedürfe es nur des Wegfalls der staatlichen Eingriffe in die Lohnpolitik, Abbau des Schlichtungswesens, dann würde unter dem Druck der Millionen Arbeitslosen der notwendige Lohnabbau von selbst eintreten ... Eine Verminderung der sozialen Aufwendungen werde ein übriges tun, und ohnehin seien diese Aufwendungen höher, als man im Ausland verstände und für nötig erachte ...

Eine derartige direkte Belastung des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit sei im übrigen schon deshalb unumgänglich notwendig, da andere Quellen für die Zahlungen nicht mehr erschlossen werden könnten. Deutschland habe seinen Willen zur Begleichung der Kriegsschäden in der ersten Periode hinlänglich dadurch bewiesen, daß es die alten Barvermögen durch die Inflation zerstört habe, und es habe in der zweiten Periode durch Auslandsverschuldung und daraus folgende Besitzübertragung weiterhin seine Verpflichtungen erfüllt. Nunmehr befänden die wichtigen deutschen Industrien sich im privaten Besitz von Nichtdeutschen, und es sei demnach sinnlos und nicht angebracht, wenn man diese Industrien direkt belasten würde. Auch aus diesem Grund bleibe nur die unmittelbare Belastung der deutschen Arbeitskraft übrig ...

Zum Schluß betonte der Sonderausschuß die moralische Seite der Angelegenheit, und wies darauf hin, daß die Bevölkerungen der Staaten, die den Krieg gegen Deutschland siegreich beendeten, ohnehin genug Opfer erlitten hätten, und man könne ihnen unmöglich zumuten, für diese von Deutschland verursachten Schäden zu büßen. Es sei ausschließlich Sache des deutschen Volkes, diese von ihm selbst und seiner früheren Regierung hervorgerufenen Zerstörungen wieder gutzumachen ...

* *
*

Ein einziger Schrei der Empörung in Deutschland war die Antwort. Eine unerträgliche Zumutung, das durfte nicht sein! Solche Bedingungen durften niemals angenommen werden! Widerstand! Widerstand!! Widerstand mit allen Mitteln, mit allen Kräften!!! —

Der Schrei ging durch das ganze deutsche Volk.

Er brauste in den Fabriken auf, er tönte aus den Bauernhöfen, er ging in den Kaufläden um, er lief durch die Hörsäle der Universitäten, er schallte aus den Amtsstuben, er sprang in die Eisenbahnabteile, er war überall, er wuchs von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, er ergriff den letzten Mann mit Sturmesgewalt ... Widerstand! Widerstand!! Dreimal verflucht, wer seine Hand zu einer solchen Knechtung des ganzen deutschen Volkes bietet! Schmach und Schande, dem, der hier ein Wort von Nachgeben spricht!! Widerstand mit allen Mitteln!! —

Es war eine einmütige Front im deutschen Volke, sie ging von ganz rechts bis ganz links. Alle waren einig in der maßlosen Empörung über diese brutale Forderung, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit durch Entbehrungen und Einschränkungen die Schäden dieses Krieges wieder gutmachen solle ...

Überall marschierten die Demonstrationen auf. Sie trugen Schilder, Plakate, auf leuchtend rotem Grund flammten die Worte: „Nieder mit dem Reparationsterror! Die deutschen Arbeiter wollen nicht hungern für die Tributbank! — Ablehnen! — Nein sagen! — Proletarier denkt an Frau und Kind! Nein!" — Wenn der Zug mit den roten Plakaten vorübergezogen war, flatterten die Stahlhelmfahnen im Winde, und unter dem wuchtigen Rhythmus des Hohenfriedberger Marsches schritten die alten Frontsoldaten der schwarz-weiß-roten Front vorüber und verkündeten ihr unbeugsames: Niemals! — Das Reichsbanner trat an und

demonstrierte für Republik und Demokratie, für wahren Frieden und gegen Ausbeutung und Unrecht ... jeder drückte in seiner Sprache und mit seinen Worten dasselbe aus ... Widerstand, Widerstand mit allen Mitteln!! —

Das deutsche Volk war einig.

Mit Erstaunen und Überraschung blickte das Ausland auf diesen Aufmarsch des einigen Deutschland ... was sollte das werden? Wollten sie jetzt auf einmal das ganze Gebäude des Friedens einreißen? Wollten sie jetzt noch, in letzter Stunde sich aufbäumen? Wollten sie jetzt noch an den Ketten rütteln, die sie freiwillig übernommen hatten? Weshalb hatten sie diesen ihren Willen nicht früher kundgetan? Was in aller Welt soll nun werden?

Und kaum, daß die Gefahr eines Krieges der ganzen Welt gegen das rote Moskau in letzter Minute gebannt war, da tauchte die neue Kriegsgefahr am Horizonte auf. Deutschland rebelliert! Deutschland sagt nein!! Was, was soll das werden? —

Die Situation war ernst.

Zwar galt es keinen Krieg auf Leben und Tod für die anderen, wie im Falle der Sowjetunion. Zwar fehlte es Deutschland an Waffen ... und sie waren nicht in wenigen Tagen zu beschaffen, und wenige Tage konnten schon gewaltige Entscheidungen bringen. Aber dennoch war keiner Regierung ein neuer Krieg erwünscht. Niemand wollte ihn, denn alle wußten, daß der ganze labile Frieden in aller Welt ins Wanken kam, wenn irgendwo die Geschütze aufbrüllen würden, wenn irgendwo zwischen Großmächten die ersten Schüsse getauscht wurden. Sicherlich würde für Deutschland der Krieg sehr schwer sein, damit rechnete man in Frankreich, damit rechnete man in England ... aber konnte man wissen, was diese eisernen Soldaten, diese fast unüberwindlichen Feldgrauen des großen Krieges in zäher,

verbissener, erbitterter Energie leisten würden, wenn sie ihren inneren Zwist begruben und einmütig zusammenstanden? Was würde werden, wenn Republikaner und Rote und Schwarz-weiß-rote zusammenstehen würden, um diesen Anschlag auf die deutsche Arbeitskraft in letzter erbitterter Verzweiflung abzuwehren? Was würden deutsche Erfinder, Organisatoren aus dem Nichts schaffen? Niemand konnte das wissen, und niemand konnte wissen, ob diese neue Front im gequälten Deutschland nicht plötzlich politische, militärische Freunde finden würde, irgendwo ... und dann war der Versailler Vertrag wirksam zerrissen, dann kam unrettbar eine Neuordnung der Welt ... und sie konnte letzthin nur den Deutschen nützen, denn sie hatten bei jeder Änderung nur zu gewinnen. Frankreich aber, auf dem Gipfel seiner Macht, konnte nur verlieren, seine Position war nicht zu halten, wenn alle politischen Fronten in Fluß gerieten ...

Am Quai d'Orsay begriff man die Gefahr der Lage. Wußte man, ob England gesonnen war, die französische Vorherrschaft auf dem Kontinent zu verteidigen? Lag das in Englands Interesse? Oder konnte Englands Interesse nicht erfordern, daß Frankreich ein wenig nur zurückgedrängt werde und daß Deutschland ein wenig vorgedrängt werde, damit das alte Gleichgewicht der Kräfte wieder einzöge im europäischen Lebensraum? Wer wollte bei der kaltherzigen englischen Nation die Garantie übernehmen, daß sie nicht ihren eigenen Interessen gemäß handeln werde? ... eine dunkle Frage, und keine Antwort ... Wer aber wußte, wie im Ernstfall Italien handeln werde? Gewiß — Italien hatte Frieden gehalten, alle die Jahre, und es lag kein Anlaß vor, am weiteren Friedenswillen dieses Landes zu zweifeln. Aber würde Italien die mindesten Schritte tun, um Frankreichs Vorherrschaft zu stützen

und zu halten? Überschnitten sich nicht Italiens und Frankreichs Interessen dutzendfach allein auf dem Balkan, in Jugoslawien, in Dalmatien, in Ungarn, in Österreich, überall dort in diesem verhängnisvollen Wetterwinkel? Und wie steht's mit Savoyen, Korsika, Tunis? ... dunkle Fragen, und niemand kann in den Kopf des Duce sehen ... Wie aber, wenn man gezwungen wird, Deutschland in einen vernichtenden Entscheidungskrieg zu stürzen ... man will doch Reparationen ... würde man sie sicherer erhalten, wenn man in Deutschland Stadt und Land verwüstete? Man hatte im Haag 1930 die Kommerzialisierung der Kriegsschulden erreicht ... nun stand die ganze Welt hinter diesen Forderungen, und sie würde wenig Sinn haben für eine Zerstörung des produktiven Pfandes Deutschland ... was würde ganz und gar der Weltgläubiger USA. sagen, wenn Frankreichs Bombengeschwader die großen Industrieanlagen in Deutschland zerstören würden, die längst Kuhn Loeb Co., Dillon Read, Morgan gehörten? Dunkle Fragen ... und nur dies war sicher: Man stürzte den Versailler Vertrag, wenn man Deutschland zum letzten, entscheidenden Waffengang zwang. Es kam eine Neuordnung der Welt, und Frankreichs Vorherrschaft stand auf dem Spiel. Das war einzig sicher. Frankreich hatte sehr viel zu verlieren ...

Vielleicht — daß man den Deutschen entgegenkommen konnte. Wenn man dem, der am Rand der Verzweiflung steht, ein weniges gibt, so ist es für ihn schon viel. Er wird dann nicht so leichten Herzens die kleine Möglichkeit ausschlagen, er wird den Vernichtungskampf vermeiden, wenn er irgend sieht, daß es ohne Kampf geht. Man könnte ihnen einiges ablassen von ihrer Schuld, man könnte eine gewisse Erleichterung eintreten lassen, könnte die Verzinsung und Tilgung der Young-Obligationen auf einige andere Schultern verteilen ... nur einen Teil der Last von den ver-

zweifelten Deutschen nehmen, dann würden sie Ruhe halten, dann würden sie dem Frieden geneigt sein. Man war dann der großmütige Gönner, man erhielt der Welt den Frieden, man wand mit dem heroischen Opfer des gütigen Frankreich einen neuen unsterblichen Ruhmeskranz um das Haupt der französischen Nation ... o, selbst das konnte noch dem Prestige der führenden Kulturnation zu neuem und hellerem Glanz verhelfen. Und wenn es härter zugehen sollte, so konnte man immer noch die leidige Frage der alliierten Kriegsschulden an das überreiche Nordamerika zur Sprache bringen, und wenn's nicht anders gehen wollte, dann blieb noch die ernsthafte Drohung mit der europäischen Einheitsfront gegen Nordamerika, das mit seiner hartnäckigen Eintreibung der Kriegsschulden das friedfertige Europa, das friedliebende Frankreich zum Waffengang zwang, der den tödlichen Bolschewismus in Europa heranzüchten mußte ... wenn die Deutschen einig blieben, wenn sie zum Äußersten entschlossen waren, dann gab es manche Möglichkeit, ihnen entgegenzukommen, ohne daß Frankreich seine mühsam errungene Vorherrschaft ganz aufs Spiel setzte.

Wenn Deutschland fest blieb, dann kam eine Neuordnung der Welt.

Wenn Deutschland fest blieb.

Aber was ist Deutschland? Wer sind die Deutschen?

* * *

Sie hatten gleichgültig zugesehen, als die Inflation die Hunderttausende und Millionen zu Verzweiflung und Hungertod trieb. Sie hatten gleichgültig zugesehen, als die Auslandsschulden einen Betrieb nach dem anderen fraßen, als ein Betrieb nach dem anderen in den Besitz des Auslandes überging. Sie hatten gleichgültig zugesehen, als die

Geschütze und Flugzeuge zerstört wurden ... sie meinten, das alles gehe sie ja gar nichts an, das sei die Sache der Reichen, das sei die Sache der Militaristen, das sei die Sache der Stahlmagnaten ... das sei irgend jemandes Sache, aber niemals ihre eigene. Sie hatten niemals als Teil eines blutenden Volkes dagestanden, die Fäuste geballt, mit knirschenden Zähnen, voll Haß und mit dem Schwur: Dies alles wollen wir uns wieder holen!! — Sie hatten die Schulter gezuckt und waren vorübergegangen. Was kümmerte sie dies alles? So hatten sie alle dagestanden, die Millionen, sie waren kein Volk gewesen. Sie waren Beamte, Klassenkämpfer, Kaufleute, Interessenvertreter gewesen ...

Sie rebellierten auch jetzt nicht, weil sie ein Volk waren, das um sein Letztes kämpfen will, sondern, weil sie sich weigerten, teilzunehmen an dem Schicksal, das dieses Volk traf.

Sie sagten Widerstand! — aber sie meinten nicht Widerstand für das Volk, sondern, sie wollten verhindern, daß sie als Beamte Gehaltskürzungen erleiden sollten. Sie sagten Widerstand! — aber sie meinten, daß dem Proletarier nichts von seinem Lohn abgezogen werden sollte. Sie sagten Widerstand! — aber sie meinten, daß das Verhängnis an ihrem Haus und an ihrem Beruf und an ihrem Steuerkonto vorübergehen möge.

Das war kein Volk, glühend von Freiheitswillen und unbeugsamem Trotz — das war eine wahllose Masse Menschen, die auf der deutschen Erde saß, und jeder mißgönnte dem anderen, was er hatte.

Da saß Sally Blank und schaukelte den Kopf. Krieg? Sollte er in den Krieg gehen? Sein Bruder Gaston Blanque lebte in Paris, er war Konfektionär. Der andere Bruder Francesco Bianchi saß in Genua, alter Tradition getreu Geldhändler. Ein Vetter war Pole, ein anderer lebte in Manchester. Was in aller Welt sollte sie veranlassen, zu

kämpfen, gegeneinander aufzustehen und mit der Waffe in der Hand einander entgegenzutreten? Wenn's gar nicht anders ging, dann fand man noch sein Auskommen außerhalb dieses Deutschlands, dann stand immer noch die weite Welt offen. Was macht's, ob dieses oder jenes Volk siegt? Sally Blank war kein Militarist. Militär ist dumm, da ist kein Geschäft zu machen. Gewalt ist roh, ist Wahnsinn, man muß alles tun, daß er nicht ausbricht. Was gehen uns die Sorgen dieser Völker an? Sie gehen uns gar nichts an. Sie sollen uns nicht überall im Wege stehen, unsere Interessen liegen in aller Welt und bei allen Völkern.

Und als die Demonstration der SPD. in der kleinen Stadt aufmarschierte, als die Redner auf dem Marktplatz standen und flammenden Protest erhoben gegen die brutale Gewaltpolitik der Reparationsbank, als sie an das Weltgewissen appellierten, als sie ermahnten zur Ruhe und Besonnenheit, als sie mit erhobener Stimme auf die ungeheuren Gefahren hinwiesen, die aufspringen würden wie reißende Tiere, falls Deutschland sich zu unbesonnenen Handlungen hinreißen ließe ... da drängte sich Sally Blank durch die Menge, da trat er an die befreundeten Führer des Reichsbanners heran, da flüsterte er: „Lassen Sie mich reden hier!"

Da stand er, seine flackernden schwarzen Augen glitten über die Menge hin ... seine schmalen, weißen Hände hoben sich beschwörend zum Himmel, atemlos wartete die Menge ...

Und dann jagten die Worte heraus ...

„Männer der Arbeit! Republikaner! Genossen! Wo gehen wir hin? Was steht uns bevor? Was wollen die Massen auf den Straßen? Wer zieht hier auf? Wer sind die Männer, die hier hetzen und schüren? Seht sie euch an! Seht hin, erkennt ihr sie nicht? Wer ist's, der Stahlhelm? Wer ist's, der die grauen Kolonnen führt? Die Militär-

kaste ist's, die Junker sind's, die Reaktion ist's. Wollt ihr mit ihnen gehen? Wißt ihr, wohin ihr geht? ..." er machte eine lange, unendlich lange Pause ... dann schoß seine Stimme gellend hervor: „Ihr geht in den neuen Krieg! Ihr geht hin zum Mord, ihr geht hin in die Lazarette, in die Massengräber! Not und Tod und Jammer und Elend über Elend ... das ist euer Weg! Zur Schlachtbank sollt ihr gehen, in den Wahnsinn des Krieges sollt ihr gehen, gegen die Brüder draußen, jenseits der Grenzen sollt ihr gehen, gegen meine Brüder, gegen eure Brüder ... das sollt ihr! Alle Menschen sind Brüder, ihr aber sollt sie morden, eure Frauen sollen weinen, eure Kinder sollen hungern ... Wollt ihr das? ... Unsere Brüder in allen Ländern der Erde sollen durch Blut und Tränen waten, sie sollen zu Millionen in die Gräber sinken ... wollt ihr das? Wollt ihr das? — Für wen wollt ihr das? Für die Junker? Für die Offiziere? Für die Großen? Für Säbelherrschaft und Barbarei? ... dafür wollt ihr marschieren? Dafür?? ... Nein sage ich, nein, und wieder nein und abermals nein!! Nie wieder Krieg! Nie wieder!! Habt ihr den Schwur vergessen? Republikaner! Genossen! Verweigert den Kriegsdienst! Wenn sie kommen, euch zu holen, euch in den Völkermord zu schicken, sagt nein, schlagt sie zu Boden, legt die Züge still, sprengt die Waffenfabriken in die Luft, zerstört die Flugzeuge, ehe sie aufsteigen ... in eurer Hand liegt das Schicksal der Welt. Sagt nein! ... Und wenn sie euch drohen: Ihr sollt jetzt zahlen: Sagt nein, sagt: Zahlt ihr! Der Proletarier hat kein Vaterland, er hat nichts zu verlieren!! Es gibt genug andere in Deutschland, mögen die zahlen! Ihr habt nichts zu tun mit diesem Wahnsinn, der jetzt ausbrechen will. Nie wieder Krieg!! Nie wieder Krieg!!" und sein blasses Gesicht leuchtete fanatisch über der Menge ...

Nie wieder Krieg!

Aktive Sabotage des Krieges, ehe er beginnt ...

Da hob Joachim v. Reetz die Hand und jagte die Kugel aus seiner Pistole dem Redner Sally Blank in den Schädel, daß er mit einem Schrei zusammenbrach. Er hatte ihn genau in die Stirn getroffen. Doch noch ehe er seine Hand hätte herunternehmen können, war er schon von allen Seiten gepackt, und unter den Schlägen und Tritten einer rasenden Menge verlor er das Bewußtsein.

Dann sprangen sie jäh dem Stahlhelm entgegen ... Knüppel drohten, Messer blitzten, und plötzlich krachten Schüsse. Sie überfielen einzelne Männer, rissen sie zu Boden, trampelten auf ihnen herum, traten sie vor den Magen, ließen sie ohnmächtig liegen. Aber nicht alle ergeben sich willenlos in ihr Schicksal! Und ehe die Führer zugreifen konnten, waren Schlägereien, Kämpfe entbrannt. Der neue Bürgerkrieg stand blutig auf ...

Der Belagerungszustand wurde verhängt.

Die Schutzpolizei griff ein.

Die Reichswehr wurde in Alarmzustand versetzt.

Und hatten gestern noch die Blätter der Republik große Überschriften gehabt: Der unmögliche Tributplan! — Deutschland sagt Nein! — so stand heute dort: Die Republik ist in Gefahr! Die Reaktion erhebt ihr Haupt! ...

Vergessen der Sonderausschuß, vergessen die drohende Aussaugung Deutschlands, vergessen alle weltpolitischen Vorhänge, die sich ein ganz klein wenig gehoben hatten, so daß ein verzweifeltes Volk eine ganz kleine Hoffnung zu schöpfen begann. Vorbei, vergessen, zu Ende. Die deutschen Sozialisten haben andere Sorgen als den Tributplan. Es geht um ihre Herrschaft im Innern, die Republik ist in Gefahr!

Und die Einheitsfront von Schupo, Reichsbanner, Rotfront warf, gestützt auf das Gesetz zum Schutz der deutschen Republik, den einzigen Feind nieder, den sie hatte: Deutschlands Freiheitswillen. Die Liga zur Verhinderung des Krieges teilte in Paris mit, daß sie alles tun werde, um einen Krieg seitens Deutschlands schon im Keim zu ersticken. Sie werde passiven Widerstand leisten, sie werde vor aktiver Sabotage nicht zurückschrecken. Als man in Paris wußte, daß die Züge in Deutschland stilliegen würden, sobald die erste Kriegsgefahr auftauchte, daß die Fabriken für Waffen und Munition in die Luft fliegen würden, daß die Flugzeuge zerschlagen und verbrannt werden würden, bevor sie zum ersten Flug feindwärts starten konnten, da wurde Frankreich unnachgiebig, und der neue Tributplan trat in Kraft.

* *

*

Die Deutschen waren kein Volk.

Sie waren zerspalten in Berufe, in Klassen, in Stände, und jeder lebte für sich, jeder glaubte, wenn es ihm nur gut ginge, das sei genug. Sie hatten nicht gesehen, daß jeder Beruf, jeder Stand, jede Klasse soviel Möglichkeiten hat, wie das Volk als Ganzes und sein Staat. Sie hatten noch nicht gesehen, daß der Staat mehr ist als die große Beute, daraus sich jeder soviel nimmt, wie er mit gieriger und geschickter Hand raffen kann, sie hatten alle genommen, soviel sie bekommen konnten, und hatten ganz übersehen, daß zuletzt der am meisten nimmt und festhält, der die größere Macht hat.

Die größere Macht hatten die Völker, die nach außen zusammenstanden, die Sieger des ersten großen Weltkrieges. Sie nahmen genau so viel, wie ihre Macht zu nehmen erlaubte.

Die Deutschen hatten kein Volk sein wollen, es war ihnen genug gewesen, daß sie Interessenvertreter, Klassenkämpfer, Beamte, Kaufleute, Landwirte gewesen waren. Und so ging der Lebenswille der anderen Völker über sie hinweg.

Weihnachten kam, das Fest der Liebe und Freude, das Jahr neigte sich seinem Ende zu.

Da saßen unter ärmlichem Baum blasse Frauen, da lagen wenige und billige Gaben auf dem Tisch, die Not hockte am Ofen, die Sorge aß mit vom kargen Teller und das Weinen stieg in den Augen hoch. Das war ein trübes Weihnachten. Gehaltskürzung statt Gratifikation, Lohnabbau statt Zulage, das waren die Gaben am deutschen Weihnachtstisch. Die Sparguthaben, die Kriegsanleihen, die Stadtanleihen, die tausend und aber tausend kleinen und großen Rücklagen der Friedens- und Kriegszeit hatte die Inflation gefressen; die Häuser, die Fabriken, die Bergwerke hatte der Dawes- und Youngplan gefressen; und nun kam die graue Zeit, darin sie fortschleichen sollten lange dunkle Jahre, Arbeit und wieder Arbeit für Trust und Dividende der anderen. Die Republikaner hatten geglaubt, daß Republik mehr sei als die Nation, aber ihre Republik versank mit in dem Strudel, der die Nation verschlang. Was half es, daß sie Republikaner waren? Sie hatten nicht mehr Lohn davon, sie hatten nicht mehr Arbeitslosenunterstützung davon, sie hatten von beiden bedeutend weniger. Sie hatten den ersten großen Augenblick verpaßt, als in aller Welt das politische Neuwerden ansetzen wollte, und alle Bitten und Proteste verhallten nun ungehört ...

Und in der Wallstreet atmete man auf: Denn leicht hätte es sein können, leicht, sehr leicht, daß aus dem brodelnden Deutschland der Funke übersprang auf die vielen anderen ... der Funke, der die Flammen entzünden würde an der großen, dämmernd drohenden Zukunftsfront: Freie Völker

auf freiem Grunde, eigener Art getreu, eigenen Gesetzen folgend, wurzelnd in Heimatboden, eigenwillig bewußt des unvergänglichen Schicksals, das aus Blut und Boden gewaltig aufsteht — und sie alle geeint gegen die völkerwürgende Hand der raubenden Geldinternationale. Man atmete auf ... und die Pläne für den Weiterbau der weltumspannenden Vertrustung unter Führung der Wallstreet-Magnaten liefen neuen Zielen entgegen. —

Deutsches Blut und deutsche Kraft sollten sie weitertreiben.

Deutsches Blut und deutsche Kraft hätten sie zerreißen können.

Aber keine Hand erhob sich in der Welt, um den Deutschen bei dieser ihrer größten Aufgabe aller Zeiten zu helfen. —

Wer in aller Welt hätte denn mit diesem unberechenbaren Deutschland der Uneinigkeit paktieren sollen? Der Vorhang, der ein klein wenig sich gehoben hatte, sank unbarmherzig herunter ...

Es war zu spät. —

Sie ballten die Hände, sie fluchten, sie brüteten in dumpfer Wut vor sich hin, aber sie fügten sich. Hätten sie 1916, 1918, 1923, 1929, hätten sie 1930 gewußt, um was es geht ...

Aber nein.

Sie hatten es nicht wissen wollen.

2